Ital. 65 d -2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<3661418990001 5 S

<3661418990001 5

Bayer. Staatsbibliothek

Briefe
über
Italien
vom Jahr 1785

aus dem Französischen
von
Georg Forster.

Zweyter Band.

Frankfurt und Leipzig.

1790.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Briefe
über
Italien.

Briefe über Italien.

vom Jahr 1785.

Fünf und sechzigster Brief.

Rom.

Es ist ein unerschöpflicher Reichthum von Kostbarkeiten im Pallast der Villa Borghese.

Da giebt es eine Menge Säulen, Pfeiler, Vasen, Zierrathen von Marmor, von Alabaster, von Erz und Porphyr, und wenn man glaubt alles gesehen zu haben, kommen neue Prachtstücke von Porphyr und Erz, von Alabaster und Marmor zum Vorschein.

Zuviel Pracht ist aber auch ein Fehler. Der Reichthum verdeckt die Schönheit.

Soll ich Euch sagen, ob dieses Weib schön ist? So nehmt ihr doch ihre Diamanten und ihre reichen Gewänder ab, damit ich sie wenigstens sehen kann.

Die Schönheit darf man nicht anders schmücken, als indem man sie zur Schau stellt, oder vielmehr, sie sehen läßt.

Es ist mir indessen doch gelungen, unter allem diesem Gold und Porphyr und Marmor einen Curtius gewahr zu werden, der sich in den Abgrund stürzt.

Der Held und sein Roß fallen in der That; man wendet die Augen davon weg.

Aus allen Kräften strebt das Roß dem Gewicht entgegen, womit es hinunter fährt. Wie scheut es die Tiefe! Aber Curtius! Mit dem Bewußtseyn seines Opfers giebt er sich hin, eilt dem Abgrunde zu und stürzt sich hinein. Herrlicher Contrast der physischen und sittlichen Natur, wo jene weicht und diese triumphirt.

Laßt uns lieber dieses Brustbild Mark-Aurels betrachten, seine Seele und seinen Geist in diesen Zügen aufsuchen.

Rich-

Richtig! diese Schwermuth mußte einen Mark-Aurel umschweben, den Mann, der die Menschen liebte, sie glücklich machen wollte, und — die Menschen kannte.

Wie vollendet ist dieses Brustbild! Wer dabey den Meissel führte, muß es mit Entzücken gefühlt haben, daß er einen Mark-Aurel schaffen wollte; überall wird man Ruhepunkte gewahr.

Was ist doch das Vergnügen in der Seele des Menschen, womit sie auf den Zügen guter Fürsten ruht? Sie ist wonnetrunken von ihrem Bilde. In dem Augenblick fühlt sie sich in der Gegenwart der Götter.

Von dem berühmten Fechter laßt Euch jetzt erzählen.

Im Herkules Farnese zeigte die Kunst die ganze Kraft, die ein menschlicher Körper fassen kann; hier, im borghesischen Fechter, zeigt sie die ganze Stärke, welche sich im menschlichen Körper äußern kann.

Das fühlt man, daß des Fechters Hand bereits den entscheidenden Stoß gegeben hat: Der Stoß ist nicht mehr in der Hand. Man fühlt des Gegners Tod in diesem Blicke.

Die

Die höchste Weisheit der Kunst offenbart sich in jenen drey Marmorlinien, in welchen der ganze Fechter eingeschlossen und ausgespannt ist.

Ich sehe den Apoll, der Daphnen verfolgt. Berninis Meissel hat Ehre von dieser Gruppe.

Apollo hat Daphnen erreicht, und plötzlich steht sie da, ein Lorbeerstamm! Schon werden ihre fliegenden Locken Blätter; die Zehen ihrer zarten Füsse werden Wurzeln; der holde Busen verbirgt sich unter der Rinde; junge Zweige sprossen an der Stelle ihrer jugendlichen Arme.

Apollons Haar durchwühlt der Wind.

Erinnert Ihr Euch der lieblichen Worte, womit Ovid ihn bitten läßt? „Daphne! daß „du doch auf den harten Kieseln nicht liefest! Grausame, fliehe langsamer, ich „will dich nicht so schnell verfolgen." Mir ist, als hörte ich hier diese Bitte.

Wer vermag es, länger zu bewundern, länger zu beschauen, ja, nur länger noch zu sehen? Meine Reizbarkeit ist erschöpft, ich gehe.

Sechs und sechzigster Brief.

Rom.

Ich gieng heute in einen Buchladen, wo ich einige unserer besten Schriften fand.

Die Abbildung der Natur im Großen, von Büffons Meisterhand gemalt. Das Werk über alte und neue Sternkunde, wo Wissenschaft und Genie die Geheimnisse der Sonne an die Beredsamkeit verrathen. Die mit Einsicht und Menschenliebe verfaßte Geschichte der Rivalität zwischen Frankreich und England. Die Uebersetzung der Geschichte Karls des Fünften, von einem Manne, der selbst die Urschrift hätte machen können. Die Melanie, das rührende Drama, wobey man sich an Racine erinnert, und der Philoktet, in dem wir den Sophokles erkennen. Der beredte Belisar, der die Nationen lehrt, das Loos der Könige zu bedauern; die Könige mit den Völkern Mitleid zu haben. Das Gedicht über die englischen Gärten, ein Denkmal des französischen Geschmacks, und das Gedicht

der Monate, das in alle Zukunft die Freunde der Natur und der Dichtkunst entzücken wird. Das Gedicht von den Jahrszeiten, wo die Jahrszeiten selbst erscheinen, und zulezt, das grosse Geschenk an die Staaten, die Verwaltung der Finanzen (*).

Ich habe auch den P. J. — besucht, der mit Recht wegen seines Verstandes, seiner Kenntnisse und seines Charakters berühmt ist. Wer gut von ihm empfangen seyn will, muß ihm ein Empfehlungsschreiben von dem Sekretair der Akademie der Wissenschaften, dem edlen Marquis de Condorcet, überbringen, dessen Empfehlung bey allen Gelehrten Europens gilt.

Unter Condorcets Bildniß laß ich hier folgende Inschrift:

D'ün Sage, voici le modéle,
En même-temps que le portrait
La vérité, jamais eut-elle
De secrétaire plus fidèle,
Et de confident moins discret?

Der

(*) Diese Stelle erinnert uns fast ein wenig zu ungestüm an des Verfassers Vaterland. F.

Der P. J. — hat eine Menge Neider, aber zum Glück verdient er sie. Worin besteht denn der Neid? Bey den Geringeren ist er das unausstehliche Gefühl der fremden Ueberlegenheit; bey den Grossen, Haß der Gleichheit.

Die Akademie der Arkadier kann ich mit einem Worte bezeichnen: sie ist ein Name.

Sieben und sechzigster Brief.

Rom.

Man schlug mir vor, ich möchte ein Gemälde von Guercino besehen, welches die unvermuthete Ankunft Herminiens bey den Hirten vorstellt.

Ich gieng hin und sah es, denn ich war begierig Guercinos Schilderung mit der im Tasso zu vergleichen. Welch ein himmelsweiter Unterschied!

Zuerst leset den Tasso. Herminia, von Schrecken und von Liebe aufgeregt, irrt eine geraume Zeit bey Nacht im Walde umher, Schmerz und Ermattung überwältigen sie; endlich sinkt sie hin und entschläft. Der Gesang der Vögel weckt sie ums Morgenroth; sie horcht ihnen zu und weint. Plötzlich erschallen Töne, welche nicht allein ihren äussern Sinn, sondern auch ihre Seele erschüttern; Hirtenstimmen sind es, und Schalmeyen. Ihre Thränen fließen nicht mehr, sie steht auf, geht langsam zwischen den Bäumen hin, den

den Hirtenstimmen und Schalmeyen nach. Mitten im Gebüsch erblickt sie einen Greis, unter einem Platanus sitzend. Ihm zur Seite weidet seine Heerde, und er flicht aus Weiden einen Korb. Zwey junge Hirten und eine junge Hirtin singen vor ihm, ihrem Vater, einen ländlichen Wechselgesang. Beym Anblick eines Helms, und eines geharnischten Kriegers erschrecken die Hirten und schweigen. Aber Herminia entblößt unverzüglich ihr Haupt, und die Furcht der Hirten ist verschwunden. Herminia tritt zu ihnen, lächelt und spricht: „Ihr glücklichen, vom Himmel „geliebten Hirten! fahrt fort mit Arbeit und „Gesang, diese Waffen sollen Euch nicht „stören, ich komme nicht, um eure Geschäfte „und Eure Lieder zu unterbrechen.“ Eine Zähre rollt von Herminiens schönen Augen auf ihre schöne Brust.

Jetzt betrachtet mir den Guercino. Herminia ist mitten im Walde; sie hat schon ihren Helm abgenommen. Zwey kleine Kinder erblicken sie in der Nähe, erschrecken und fliehen; ein drittes verbirgt sich in den Armen eines Alten, der unter einem Baume sitzt. In einiger Entfernung steht die Frau des Alten, zieht

zieht Wasser aus dem Brunnen, und hält inne, um den Fremdling anzustaunen.

Dieser Composition fehlt also der Zusammenhang. Herminia hat ihren Helm schon abgenommen; wofür fürchten sich denn die Hirten? Hirtenstimmen und Schalmeyen sollen Herminien hieher gelockt haben, und nun sind die Hirten kleine Kinder! Endlich, wenn die Scene ein Gebüsch seyn soll, wozu der Brunnen? Ein Bach wäre schicklicher gewesen.

„Wie wahr ist aber nicht das Colorit! wie „treflich sind die Farben verschmelzt, und wie „verständig ist das Chiaroscuro behandelt?"

Als wenn auch hier von Ausführung, von Malen die Rede wäre! Ein Gedicht wollt' ich haben.

Dichterisch ist der Gedanke, daß Herminia ihren Helm, nicht mit Vorsatz, sondern instinktmäßig abnimmt; eine Art von angebohrener Coquetterie treibt sie dazu an. Sie liebt, sie ist unglücklich, sie erblickt nur Hirten; aber sie ist noch Weib.

Acht und sechzigster Brief.

Rom.

Polydor (*), ein junger atheniensischer Bildhauer, hatte den Spielen in Elis beygewohnt.

Rund um das Stadium her hatte er die Bildsäulen von Helden und Göttern den Augen des versammelten Griechenlandes zur Schau gestellt gesehen.

Hier war es, wo der Anblick der Venus des Praxiteles das Herz des Jünglings berauschte. Hier erröthete die jungfräuliche Stirne einer griechischen Schöne vor Termisan-

(*) Polydor ist ein erdichteter Name. Anmerk. des Verf. Kenner des Alterthums werden finden, daß in diesem Briefe noch manches andere erdichtet ist, daß Dinge darin zusammengestellet werden, welche Raum und Zeit von einander trennten; wenn sie nur über diesen, vermuthlich mit Wissen begangener, Fehlern, den Faden des Verfassers nicht verlieren, der freylich etwas zarter gesponnen ist als der chronologische. F.

sanders Merkur. Hier fesselte der Jupiter des Phidias den Blick eines Schülers des Sokrates: unbeweglich stand der Denker da, und ahndete den Gott. Dies alles hatte Polydor gesehen.

Sein Herz wird ein Spiel der Ruhmbegierde und der Eifersucht, jener edlen meyne ich, die sich zur Ruhmbegierde und zu grossen Gaben gesellt.

Er verläßt den Bezirk der Wettkämpfe und eilt an das Meer. Dort, einsam, in des Nachdenkens heiliger Stille, hört er nicht die Woge, die sich mit Ungestüm am Strande bricht; er hört nur die Stimme der Ruhmgöttin, die seiner Nebenbuhler Namen dem Weltkreise verkündigt, die Namen dieser Glücklichen verewigt.

Auch meinen Namen, ruft er endlich, soll sie noch verkünden; sie soll's! Auch ich will auftreten, daß man sagen soll, sobald man mich erblickt: das ist Er! Die stolzen Künstler! ich will sie lehren unruhig werden, so oft man meiner erwähnt; und der Blick der Mächtigen, dieser unerträgliche, hochmüthige, zentnerschwere Blick, soll nicht mehr aus der Höhe auf mich herabfallen. Die Augen der sprödesten

sten Schönen — sie sollen dich noch suchen lernen, Polydor! Gefälliger wird Ephira, die Theure, den Blick bey dir verweilen.

Ich ersinne mir ein Meisterstück, daß alle bisherigen Werke des griechischen Meissels übertrift.

Wahrheit, Schönheit und Erhabenheit sey zu Einem Bilde verbunden!

Das Vorbild wähle ich unter den Göttern. Ich entlehne die Formen des Idealischschönen. Den höchsten Reiz finde ich im Uebergange der Jugend ins männliche Alter. Die Handlung sey von gehaltenem Ausdruck, wo die Wahrheit das Schöne nicht ausschließt, wo Schönheit wahr seyn kann!

Jetzt schwang sich Polydors Phantasie auf den Olymp und hielt die Musterung der Götter.

Sie weilte nicht beym Mars, sie weilte nicht beym Merkur. Sie verwarf den Adonis, den nur Venus vergötterte.

Apollo, sprach er, ist der einzige, der meiner Absicht entspricht, Apollo, der Gott des Lichts und der Leyer, Jupiters Sohn und des Pythons Bezwinger!

Polydor wählte den Apollo.

Der Tag neigte sich; Polydor gieng in seine Wohnung und legte sich nieder. Schlafen konnte er nicht; er sinnt, und denkt und erfindet.

„Ich hab' ihn, ruft er aus. Er geht, „erblickt das Ungeheuer, spannt seinen Bo„gen; das Ungeheuer ist erlegt; auf den Lip„pen des Gottes sitzt das Lächeln des Zorns. „Der Arm, der den Bogen spannte, schwebt „noch; der andere ruht."

Polydor eilte mit dem ersten Licht des Tages nach seiner Werkstatt.

Mit den Augen mißt er einen Marmorblock. „Da steckt er; ich seh ihn, ich bring „ihn auch heraus!" Dies sind die Zauberkräfte des Genies.

Seine Schüler bemächtigen sich des Marmorblocks, und fangen an, ihn zu behauen. Aber kaum hat Polydor die Stelle gesehen, wo er den Gott schon ahndet, so läßt er ihre Meissel innehalten, und ergreift den seinigen.

Mit jedem Schlag fällt jetzt ein Stück des Schleyers hinweg, der ihm seinen Apollo verhehlt!

Schon

Schon leuchtet der edelste Leib hervor, ganz Harmonie. Mannheit, und kaum erst Mann; Jugend, und dennoch nicht mehr Jüngling; Glieder, über alles irdische Bedürfnis erhaben, gehen auseinander hervor.

Noch ist das Haupt verhüllt. Der Leib soll eines Gottes, das Haupt soll Apollo seyn. Am Haupte wird man ihn erkennen, den Gott des Lichts und der Leyer, den Pythonsbezwinger.

Zum erstenmal zittert der Meissel in Polydors Hand, denn er naht sich dem göttlichen Haupte, um es ganz zu entschleyern. Jetzt kühner — Apollo selbst begeistert ihn — jetzt berührt er leise die Stirne, und siehe! sie denkt; er giebt noch einen Druck unter den Augenbraun, und die Augen schießen einen Blick, der dem Pfeil zuvoreilt; er fährt über die Lippen, und sie hauchen Zorn.

So ward jener Apoll vom Belvedere, jener zum Gotte gebildete Marmor, das Werk eines schöpferischen Künstlers, der die Naturgebilde zu wählen, zusammenzusetzen, nachzuahmen wußte, und die Natur übertraf!

Schön ist er und edel, furchtbar und rührend zugleich.

Wie

Wie entfaltet sich dieser vollkommen gebildete Leib! Muß nicht das Auge, indem es ihn faßt, der Zauberlinie seines Umrisses folgen, ohne irgendwo sich halten zu können?

O des unnachahmlichen Künstlers! Man muß sich erst erinnern, daß dieser Apollo von Marmor ist, um ihn für Menschenwerk zu halten.

Es ist ein großes Glück, daß die Zeit diese bewundernswürdige Vereinigung der vollkommensten menschlichen Formen verschont hat.

Ich kehre unaufhörlich zu ihr wieder, um sie zu schauen, unaufhörlich kehre ich wieder, sie zu durchdenken. Hier erhebe ich mein Herz und meine Phantasie zum Idealisch schönen, wovon diese Statur vielleicht das größte Meisterstück ist.

Neun und sechzigster Brief.

Rom.

Gestern besuchte ich die Katakomben des Klosters von St. Sebastian.

Der Dominikaner, der mein Führer war, hatte viel Verstand und vor allem eine lebhafte Einbildungskraft.

Wir begaben uns in den ersten Gang dieses unermeßlichen unterirdischen Baues: „Sie „sehen,“ sagte er, „rechts und links im „Felsen die Stätte der Leichname, die hier „übereinander hingelegt waren. Es sollen „deren über hunderttausend gefunden worden „seyn. Lauter Märtyrer! dort sind die Werk„zeuge ihrer Henker; hier Altäre; hier eine „Statue des heiligen Sebastian in Mar„mor, von Bernini; hier eingestürzte „Stellen.

„Solche Einstürze geschehen von Zeit zu „Zeit,“ fuhr er fort; „daher begiebt man „sich nicht ohne die äußerste Vorsicht in die „Katakomben. Mehr als einmal giengen

„unglückliche Fremdlinge hinein, welche nim-
„mermehr wieder herausgekommen sind.“

„Vor vierzig Jahren ungefähr hatte ein
„junger Mann mit seiner Frau die Neugierde
„hinein zu gehen. Sie hatten einen Weg-
„weiser und eine Fackel mitgenommen. Plötz-
„lich stürzte der Fels hinter ihnen ein.

„Es war spät am Abend. Man vermißte
„den Wegweiser im Kloster, man suchte ihn
„überall und gieng zum Eingange der Katakom-
„ben. Welch Entsetzen! die Thiere stand offen!

„Sogleich werden Lichter angezündet; man
„steigt hinab, durchsucht die Grüfte, dringt
„vorwärts, — bis man an den neuen Ein-
„sturz kömmt.

„Man ruft. Ein lautes Geschrey ist die
„Antwort. Allein den Felsen zu bewegen, das
„Gewölbe zu stützen, eine Oefnung durchzu-
„brechen, überstieg alle Kräfte.

„Bald hörte man nur noch ein undeutli-
„ches Seufzen. Plötzlich hörte man nichts
„mehr. Man horchte, horchte mehrmal,
„hörte endlich auf zu horchen, und eilte hin-
„weg.“ — Ich schauderte bey dieser Erzäh-
lung meines Führers.

Mei-

Meine Phantasie malte mir die Scene hinter dem eingestürzten Felsen aus. Wie das Licht auszugehen drohte, wie es ganz erlosch, das Weib ihren Mann nicht mehr sah, der Führer den Weg nicht mehr erkennen konnte, und diese Finsternisse für sie die ewigen Finsternisse des Todes wurden! Wie beide mit vollem Bewußtseyn sich im Grabe fühlten!

Indem wir weiter giengen, erzählte mir der Mönch die Geschichte der Katakomben. Er sprach mit einer Theilnehmung, welche seiner Phantasie und seinem Glauben das beste Zeugnis gab.

„Hier war es" rief er voll Feuer, „wo„hin sich die Christen, von den Cäsarn ver„folgt, des Abends flüchteten, um ihre My„sterien zu begehen. Hieher flohen Weiber und „Kinder, Greise, Reiche und Arme; alles „eilte zu Gott!

„Hier erhob sich das Opfer des Gebets „gen Himmel; ein ehrwürdiger Priester stimmte „es an, und es erscholl durch alle Windungen „der Grüfte. Hoher, tausendstimmiger Zu„sammenklang betender Herzen! In diesen „andächtigen Stunden pflegten die Gläubigen

„die

„die Leichname ihrer hingerichteten Brüder in
„die Versammlung zu bringen. Niemand
„seufzte, klagte, weinte; sogar die Mütter
„nicht; sie fuhren fort zu beten.

„Eines Abends während des Gebets hört
„man plötzlich ein Geräusch; plötzlich erfüllt
„ein helles Licht die Grüfte. Ein Haufen
„unbarmherziger Soldaten hatte endlich die-
„sen unterirdischen Zufluchtsort entdeckt. Jetzt
„stürzen sie hinein, wie reissende Thiere ihren
„Raub überfallen. Sie dringen vor, man
„bietet ihren Streichen geduldig den Nacken,
„und sie morden! Einige Weiber und Kinder
„suchen zu entkommen; allein die Ruchlosen
„verfolgen sie, Feuer und Schwerd in der
„Hand. Sie erwürgen alles, metzeln alles
„nieder. Noch suchen sie überall umher;
„endlich ergreift sie das Schrecken der Stille,
„ihres eigenen Werks, und treibt sie zurück.
„Sie eilen hinaus, und verschliessen auf ewig
„dieses ungeheure Grab, mit ungeheuren Fel-
„senmassen.

„Was sage ich? auf ewig? Nein; um-
„sonst decken und belasten Jahrhunderte diese
„Felsen. Die Frömmigkeit der Gläubigen
„ahndet, entdeckt, rollt sie hinweg. Sie
„ge-

„gehen hinein und sammlen die Gebeine, den „Staub die Leichname, die der Fels ver„siegelte“ (*).

Mein Führer hielt inne, nachdem wir eine gewisse Stelle erreicht hatten. Schade drum, dach-

(*) Wir erinnern hier zum Ueberfluß, daß in dieser Beschreibung nicht der Briefsteller, sondern ein Mönch redet, damit man nicht etwa wähnen möge, daß unser Verfasser dem Glauben das Wort reden will. Ihm liegt nichts an der Glaubwürdigkeit der Erzählung; es ist ihm lediglich um das Aesthetische darin zu thun, welches auch in einer willkührlichen, erdichteten Verknüpfung in seiner Würde bleibt. Wissen doch die Dichter das Herz zu rühren und zu zerknirschen! Wen es irre machen könnte, daß Venus, Apollo, Herkules und die Götter insgesammt Fabelwesen sind, für den hat selbst Homer nicht gedichtet. Wer nicht an Tugend glaubt, bis ihm bewiesen wird, daß jene unerschöpfliche Fundgrube von heiligen Gebeinen wirklich ächte Reliquien enthält, für den ist alles Gefühl eines Düpaty verloren; die einzige Wahrheit, daß die Katakomben der Begräbnißort römischer Sklaven waren, macht ihn fühllos. O so giebt es keine Tugend, wenn sie mit der Geschichte steht und fällt! F.

dachte ich; denn ich hätte gern die Tiefe dieser alten, heiligen Finsternisse mit einigen Stralen des blaßen Schimmers der mir leuchtete, erhellt.

Ich setzte mich mit Erlaubniß des Führers, auf einen Stein. Er fuhr fort zu erzälen, und schloß endlich mit diesen Worten: „ich mache mir oft das Vergnügen in diese „unterirdische Gruft zu gehen; hier genieße „ich die Nacht und die Einsamkeit; hier „ahnde ich die Kälte des Todes.“

Wohl muß man unter die Erde hinabsteigen, um zu durchdenken was auf ihr vorgeht, was Menschen droben thun, oder zu thun wähnen. Der Schritt der Kriegsheere, für denen man dort zittert, die Räder der Siegeswagen, der Sturz der Städte und Reiche — wie wenig hört man hier davon?

Gern weile ich unter der Erde. Von allen Sinnen gleichsam gesondert, und mit sich selbst allein, genießt alsdann die Seele ihrer ganzen Empfänglichkeit und erhebt sich zu einer unerkannten Höhe. Ich möchte sagen, der Pfad zum Himmel läuft unter der Erde fort.

Dort-

Dorthin müßte der Weltmann sich je zuweilen zurückziehen, und die Wunden heilen, welche Liebe, Neid oder Undank ihm schlugen. Dort erstickte der Ehrgeiz.

Wir giengen wieder aus den Katakomben hervor, ich wäre gern wieder hineingegangen.

Siebzigster Brief.

Rom.

Es war eine ächtrömische Einbildungskraft, diese Einbildungskraft des Michel Angelo!

Unmöglich konnte sie mittelmäßige Ansichten auffassen, sobald sie umherschaute; wie es einem Riesen unmöglich ist, kleine Schritte zu machen. Sie ersann in den drey großen Künsten zugleich, die Peterskirche, das Gemälde des Weltgerichts und Mosis Bildsäule.

Moses sitzt, und hält die Gesetztafeln unter einem Arm; der andere ruht erhaben auf seiner Prophetenbrust.

Welch ein Blick!

Diese königliche Stirne, was ist sie mehr als ein durchsichtiger Schleyer, hinter welchem man den unermeßlichen Geist ahndet?

Man erstaunt über die Wellen seines Barts, die an seinen Gürtel hinabfließen, ihn überschwemmen; aber der erste Blick sieht Mosen allein.

Es

Es sey immerhin wahr, daß ein solcher Bart nicht in der Natur gefunden werde; allein im Idealischschönen findet er statt.

Der Mund ist reich an Ausdruck; die Gedanken harren der Worte.

Homer, Bossuet und Michel Angelo scheinen einerley Phantasie besessen zu haben. Sollte sie jetzt ganz erloschen seyn?

Ein und siebzigster Brief.

Rom.

Die Villa Adriana ist ein Bezirk von etwa zehn italienischen Meilen, am Fuße der Gebirge von Tivoli, woselbst der Kaiser Hadrian nach einer sechsjährigen Reise durch alle Provinzen des römischen Reichs, oder des Erdenrunds, alle Denkmäler deren Pracht und Herrlichkeit ihm aufgefallen war, hatte nachahmen lassen. Auf einem langen Spatziergange erblickte man hier das Lyceum, dort die Akademie; weiter hin das Prytaneum; in einer Ebene den Portikus; am Abhang eines Hügels den thessalischen Tempel; mitten in einem Wäldchen das Pöcile von Athen; und Bäder, Bibliotheken, Naumachien und Theater. Dort waren die elysäischen Felder, dort war auch die Hölle.

Zwischen diesen Denkmälern ragte der Pallast des Kaisers hervor, geschmückt mit allem, was zu jenen Zeiten die Baukunst für die Wohnung des Weltbeherrschers vermochte.

Hie

Hier verlebte Hadrian sieben ganze Jahre im Genuß seiner selbst, der Natur und der Künste, bey denen er sich von den Sorgen seines Throns erholte. Die drückende Krone des Weltkreises ward auch dem Haupte des Weisen zu schwer; hier hob er sie oft von seinem Haupte.

Nach seiner Rechnung umfaßten diese sieben Jahre die ganze Zeit, die er gelebt hatte. So rechnet die Philosophie!

Römischer Gedanke, römische Macht und römischer Wille haben nie etwas größeres als die Villa Adriana entworfen und ausgeführt. Sie enthält die Auswahl des Vollkommenen aller Jahrhunderte, aller Künste, des ganzen Erdballs.

Versetzt Euch in Gedanken in jenen Augenblick, da Hadrian, umringt von Künstlern, Denkern und Dichtern, den schönen Künsten auf diesem Schauplatz von zehn Meilen gebot: hier macht mir das Lyceum, dort die Stoa, da den Tempel des Kanopus! In jenem Thal sollen die elysäischen Felder prangen! Nehmt euch Gold und Jahresfrist, und funfzigtausend meiner Sklaven!

Aber welcher andere Augenblick, als die Barbarey hereintrat, und mit ihr die Zeit, und anfieng zu verwüsten! — Ich selbst erblickte noch die Zeit bey diesem traurigen Geschäfte.

Wie soll ich Euch den Eindruck malen, den der erste Blick in diesem Bezirk auf mich machte, als ein ärmlicher Landmann mir die halbverfaulte hölzerne Thür öfnete, welche jetzt den Eingang verwahrt.

Drey Stunden lang gieng ich allein auf Unkraut und Dornsträuchen, über Säulenschäfte und Trümmer von Mauern einher. Es preßte mir das Herz zusammen. Ich durchwanderte die Einöde von einem Ende zum andern.

Karakalla! Italiener! und du, unerbittliche Zeit! ihr schonet nicht des Lyceums, nicht der Stoa, nicht der Akademie? — Alles, sogar die Spur dieser Wunderwerke vernichteten sie.

Jetzt suchte ich alle Ueberreste auf, die nur noch kenntlich wären. Ich eilte sie zu betrachten, als ob sie am Morgen nicht mehr seyn würden, als ob Karakalla noch diese Nacht wiederkommen sollte. Mit Entzücken er-

eroberten meine Blicke mitten unter dem Gesträuch, von Feigenbäumen beschattet, von Epheu umschlungen, die Bruchstücke irgend einer Säule.

Jetzt gieng ich vorwärts, jetzt irrte ich umher; bald hielt ich eine Zeitlang inne, bald wanderte ich weiter auf Gerathewohl. Ich ward es nicht müde, diese veilchenfarbenen Trümmer, unter einem brennendblauen Himmel, auf dem zartsten Grün des Rasenteppichs anzuschauen.

Wo sind die hundert Kammern der Prätorianischen Leibwache? Ich muß sie sehen. Unter dem Gewölbe einer dieser Kammern hatte ein Feigenbaum in der Puzzolane Wurzel gefaßt. Ein Ast drang in das Gewölbe, und durch die Ritzen des Gemäuers kamen die Sonnenstralen und reiften unablässig seine Früchte. Die Bienen summten um mich her.

Es ward spät; die Sonne wollte untergehen. Tief hinein in der Heide, ohnweit eines Jupiterstempels, der von einem Augenblick zum andern den Einsturz droht, fand ich ein Behältniß wilder Thiere.

Hier ruhte ich unter einer Fichte, indes zuoberst auf einer Zelle, wo ehedem ein Löwe brüllte, die Nachtigall saß und sang. Zu ihren Tönen gesellte sich begleitend das Gemurmel eines Flüßchens, welches zwischen grünen Ufern entfloh.

Ich horchte wechselsweise dem Flüßchen, der Nachtigall, und der Stille: o wie wohl war mir zu Muthe!

Da trat die Nacht in die Einöde, und trieb mich hinaus.

Zwey und siebzigster Brief.

Rom

Vom Laokoon des Belvedere weiß ich Euch nichts besseres zu sagen, als was ich einem jungem Künstler über diese bewundernswürdige Gruppe sagte. Ich will Euch meine Unterredung erzählen.

Schon seit mehr als einer Stunde hatte ich alle Schönheiten dieses Meisterwerks studirt, und dann wieder zur Abwechslung mich daran geweidet.

Wie konnte doch, dachte ich bey mir selbst, Herr von *** schreiben, daß Laokoon in diesem Marmor eben so, wie in Virgils Versen erscheint? Entweder hatte er die Verse nicht gelesen, oder den Marmor nicht gesehen. Beym Virgil erfolgt die Handlung nach und nach; hier ist sie das Werk eines Augenblicks. Dort hatten die Schlangen schon beide Kinder zerrissen, als der Vater ihnen zu Hülfe kam; hier fallen sie den Vater und die Kinder

zu gleicher Zeit an. Laokoon erhebt in Virgils Versen ein fürchterliches Geschrey; er schweigt in diesem Marmor. Virgil endlich begnügte sich mit dem Ausdruck des körperlichen Schmerzes, Agasias (so nenne ich einstweilen den Bildhauer) hat sittliche Qualen dargestellt. Noch mehr, in der Mitte zwischen physischem und geistigem Leiden steht der Muth, der sie bekämpft, der beide unterdrückt; und Agasias wagt es, diesen auch zu bilden. Fürwahr, unter diesen zwey Bildnern ist hier Virgil der Künstler, und Agasias der Poet. Die Erzählung ist von jenem, von diesem das Gedicht. Virgil wollte erschüttern, aber Agasias wollte gefallen. Agasias hat den Virgil überwunden.

Ich vollendete eben in meinem Sinne diesen Vergleich. Nützlich, und für junge Leute lehrreich könnte es doch seyn, dachte ich, wenn man etwas von dieser Art ausführlich entwickelte. Es würde viel dazu beytragen, den Unterschied zwischen der Mechanik, die nur gleichsam übersetzt, und dem Genie, welches selbst bildet, einen Unterschied, der durch alle schöne Künste statt findet, in das hellste Licht zu stellen. In demselben Augenblick ward ich einen jungen Men-

Menschen gewahr, der neben mir den Laokoon zeichnete.

Ich fand seine Zeichnung erbärmlich, und schwieg.

„Was halten Sie davon?“ fragte er mich auf italienisch.

Die Wahrheit zu gestehen, erwiederte ich, das Original ist bey weitem noch nicht erreicht.

„So denke ich auch, gab er zur Antwort; „ich bin auf keine Weise mit mir zufrieden. „Zum zehntenmal sitze ich nun hier, um diese „Gruppe zu kopiren. Ich bringe wohl das „Allgemeine zusammen, aber mehr bringe ich „schlechterdings nicht heraus. Gleichwohl „dünkt mich, ich kopire mit der äußersten „Treue.“

Hätten Sie in der That so treu kopirt, so müßte Ihre Zeichnung, wie ein Spiegel, das Bild des Originals genau zurückwerfen. Allein wie vieles fehlt nicht, daß Ihre Uebersetzung buchstäblich wäre. Sie haben manches Wesentliche ausgelassen, und in manchen Stellen den Sinn augenscheinlich verfehlt. Es soll Ihnen indessen zu keinem Vorwurf gereichen, daß ihre Uebersetzung nicht buchstäblich ist,

denn sie konnte es nicht werden. Unmöglich konnte Ihre Zeichnung in einem so geringen Format, Zug für Zug alle Theile des Urbilds, selbst verjüngt, in sich fassen. Oft sind es nur Punkte, die man nicht verkleinern kann; folglich mußten sie einige zur Darstellung wählen, und die übrigen hineindenken. Nun haben Sie aber übelgewählt und unglücklich hineingedacht. Sie behalten nur die Züge bey, welche das Körperliche bezeichnen, und lassen alles hinweg, was zur Schilderung des Seelenzustandes gehört. Auf Ihrem Papier seh ich den Körper eines Greises, von Alter und Schmerz bis zum Scheuslichen entstellt. Agasias zeigt mir hingegen mit dem Meissel das zärtliche Vaterherz und die Heldenseele des Weisen. Sein Laokoon erregt daher meine ganze Bewunderung; ich bin gerührt, und hange mit Rührung an seinem Schmerz. Der Ihrige empört mein Gefühl und stößt mich zurück.

„Bey dem allen,“ warf der junge Zeichner mir ein, „bleibt nicht der Effekt, den ich hervorbringe, der natürlichere?“

Na-

Natürlicher, so viel Sie wollen. Allein der Gegenstand der schönen Künste ist ja keinesweges Nachahmung bloß der Natur, sondern der schönen Natur; nicht Erregung bloß des Gefühls, sondern des feinern, edleren, besseren Gefühls. Der mittelmäßige Künstler versteht nicht zu wählen, und faßt an einem empörenden Gegenstande gerade die empörendste Seite.

„So erklären Sie mir doch," sagte mir der junge Mensch, „wo das Genie und die „Einsicht liegen, die Ihnen hier in der vom „Bildhauer gewählten Stellung so vorzüglich „aufgefallen sind?"

Junger Mann! Agasias sollte Laokoons unglückliches Schicksal in Marmor abbilden. Gewiß dachte er bey sich selbst: wähle ich die auffallendste Darstellungsart, so wird er Abscheu erregen, und dies in desto höherem Grade, je besser mir die Ausführung geräth. Zwey Kinder und der Alte von Schlangen zerfleischt! Wer könnte diesen Anblick ertragen? Was ich darstellen will, soll man nicht blos ertragen, sondern es sogar aufsuchen und mit Wohlgefallen betrachten. Hierauf

auf sinnt er nach, erwägt alles, steigt in die Tiefen seines Herzens hinab; wechselsweise befragt er das Gefühl und den Verstand. Endlich hat er das Geheimniß enträthselt. Das Gräsliche der Haupthandlung muß unter dem Interesse der Nebensachen verschwinden. „Zwar „gebe ich den Körper meines Alten dem Schlan„genbisse preiß; allein es soll wenigstens ein „vollkommener Körper seyn. Zwischen den „Jahren, den Bissen, den Schmerzen, glänzt „noch zuweilen Schönheit der erhabensten „Gattung hervor. Auf Laokoons Körper „soll freylich überall der Ausdruck des physi„schen Leidens sichtbar seyn; weil es aber, wenn „es ganz hervorträte, Abscheu erwecken müßte, „will ich einen Theil davon in der Seele zu„rückhalten, und in den Schmerz, den ich „blicken lasse, das Seelenleiden des Vaters „mischen. Noch weiß ich nicht, was ich mit „den Kindern anfange. Beide von den Schlan„gen zerfleischen lassen? Ekelhafte Einförmig„keit, und was schlimmer ist, übertriebene „Zumuthung an das Mitleid! Nein; die Kna„ben müssen mir zu gleicher Zeit, von zwey ver„schiedenen Seiten her, zu ihrem Vater lau„fen, und ehe sie ihn noch erreicht haben,

„packt

„packt jeden eine Schlange. Doch sey nur „ein Kind das Opfer dieser Ungeheuer, und „zwar das jüngste, damit das Opfer desto „rührender sey! Das andere lasse ich von der „Schlange blos umwunden; noch nicht ge= „schlachtet. Beide Episoden müssen das Herz „aufs kräftigste erschüttern, damit in dem „Mitleiden, welches die Kinder einflößen, vom „Gräslichen des Vaters noch etwas mehr „erlösche; überhaupt, Mitleid muß der herr= „schende Ausdruck des Ganzen seyn."

Jetzt werfen Sie einen Blick auf die Gruppe, und sehen sie selbst, wie herrlich Agasias diesen erhabenen, durchdachten Plan ausge= führt hat.

„Es ist wahr, rief der junge Mensch; „man sieht jeden vom Schmerz ergriffenen „Muskel arbeiten."

So geht mir doch mit Eurem Arbeiten der Muskeln! daß Ihr Künstler fast immer nur auf die mechanische Ausführung Euer Augen= merk richtet; immer nur das Machwerk der Hände bewundert, und entwischen laßt, was der Geist geschaffen hat! Meinetwegen mögt Ihr auch das Mechanische der Kunst erheben; nur

nur lobt es an seinem Orte, das ist, zuletzt, nach allem übrigen. Störte es wohl den Haupteindruck, wenn der Künstler vergessen hätte, eine oder die andere Ader zu spannen, das Fleisch hie oder dort recht natürlich nachzuahmen? Mittelmäßig bliebe aber sein Werk, wenn ein Mann von ächtem Gefühl seinen Blick nicht darauf ruhen ließe, wenn das Ganze ihn so wenig beschäftigte, daß er sogleich die einzelnen Theile mit müßiger Sorgfalt betrachten könnte. Höchst mittelmäßig, wenn der Zuschauer sich sogleich bewußt wäre, daß diese Menschen nur von Marmor, ein blosses Gebilde des Meissels sind. Elender Künstler, dessen Handgriffe man eher bewundert, als sein Kunstwerk! Zur Vollkommenheit eines Kunstwerks ist es unentbehrlich, daß es zuerst mit voller Kraft auf das Gefühl wirke, ehe noch die Ueberlegung hinzukömmt, und den Werth desselben auseinandersetzt.

Was mich betrift, bey dem ersten Anblick Laokoons ergreift mich sogleich das Herz eines unglückseligen Vaters, die starke Seele eines Weisen, das beklagenswerthe Schicksal eines alten Mannes, und endlich (denn dies

er-

erscheint wirklich zuletzt) das fürchterliche Leiden eines Menschen. Welch ein göttliches Gemisch, welche wunderwürdige Vereinigung der mannichfältigen Regungen! Nur dieses Mittel vermochte alle meine Blicke an ein Schauspiel zu fesseln, welches anders dargestellt, auch nicht einen angezogen hätte.

Jetzt erst tritt das Nachdenken hinzu, um sich das Verdienst des Künstlers zu entwickeln. Da begreife ich dann die Vernunft, die Einsicht, das Genie, die Kenntnisse, welche durchgängig hervorleuchten.

Agasias hat im Körper Laokoons den Kampf des Schmerzes, der Zärtlichkeit und des Heldenmuths darstellen wollen. Er wählte also diejenige Stellung, welche drey solchen Ringern den Körper öfnet, entfaltet, gänzlich hingiebt. So ausserordentlich diese Stellung ist, so treflich hat er ihre Nothwendigkeit zu erweisen gewußt. Die Schlange fällt dem Alten in die Seite; um ihren wüthenden Bissen zu entgehen, krümmt sich der ganze Leib hervor. Eine Windung der Schlange liegt auf den Schultern des Helden, der folglich, indem er sich loszumachen sucht, beide Arme ausstrecken und das Haupt vorneigen muß.

Die

Die krampfhaften Bewegungen des Schmerzes könnten jedoch diese Stellung verrücken; aber Agasias machte sie unbeweglich, indem er den Untertheil des Körpers von der Schlange doppelt umwinden läßt.

Werfen wir nunmehr einen Blick auf diesen Kampf zwischen Fassung und Schmerz.

Schon ist ein Schrey des Schmerzes im Begrif die halbbesiegten Lippen zu trennen. Allein mit festem Muth schließt sie Laokoon wieder; sie lassen keinen Laut mehr hindurch! Wie die Oberfläche des aufgeregten Meeres tobt und schwillt die ganze Oberfläche des gepeinigten Körpers. O sehen Sie mitten unter diesen klagenden Blicken, welche die Quaal des Leidens verkünden, jenen andern Blick der väterlichen Zärtlichkeit, der noch weit beredter jammert?

Die Todesart des jüngsten Knaben hat Agasias ebenfalls rührend zu schildern gewußt. Er lief und flüchtete in die Arme des Vaters. Eine Schlange fährt zu, ereilt ihn, schlingt einen Knoten um seine Füsse und hebt ihn darin empor, indeß ein zweyter Knoten einen seiner schwachen Arme bestrickt. Mit der

Kraft

Kraft eines einzigen ihrer Ringe, der auf des Kindes Brust hinabgleitet, drückt die Schlange das Kind, schnürt es zusammen, — und es erstickt. Das Kind sieht seinen Vater an und stirbt. Wie rührend ist dieser Blick! So jung und eines solchen Todes zu sterben! Dieser zarte Leib von einer Schlange erdrückt! Doch er hatte bald ausgelitten.

Das schreckliche Schauspiel ist noch nicht zum Ende; noch ist das Schicksal des ältern Kindes unentschieden. Wird denn kein Mensch, kein Gott die Banden lösen, womit diese scheußlichen Thiere die Füße des hülflosen umwickeln? Umsonst blickt er seinen Vater an, umsonst versuchen seine Hände, diese Schlingen zu entwirren; seine Hände sind viel zu schwach. Vielleicht sind jedoch die Schlangen gesättigt, wenn sie Laokoon verschlungen, und die Lebenssäfte des jüngern Bruders ausgesogen haben. Unglückseliger! Wie schrecklich ist diese Erwartung! Und wie erhaben ist nicht der Künstler, der mich dies alles denken läßt!

Welche Geistesgröße gehörte nicht dazu, um aus dieser gräslichen Begebenheit, eine

so rührende Scene zu bilden! Hat nicht Agasias mein Herz durch Bilder die es rühren, dergestalt beschäftigt, meinem Verstande so viel Gegenstände des Nachdenkens gegeben, meinen Augen den Anblick so mancher theils zarten, theils erhabenen Schönheiten gewährt, daß ich kaum die Schlangen gewahr worden bin?

Indem ich so sprach, und meinem Enthusiasmus Luft machte, sah ich den jungen Künstler von diesem Feuer begeistert werden.

Brav! rief ich ihm zu; jetzt gleich zur Kreide gegriffen; wenn man anfängt zu fühlen, dann ist es Zeit.

Mit kaltem Blute hat man noch nie etwas anders nachgeahmt, als Werke des kalten Blutes, eiskalte Werke. Ein Künstler, der nur Augen hat, mag die Materie und todte Leichname kopiren; nur mit gefühlvoller warmer Phantasie zeichnet man Leben, Bewegung und Leidenschaft nach.

„Das begreife ich doch nicht,“ sagte der junge Maler, „wie man Genie, Empfindung, „Enthusiasmus zum kopiren nöthig haben „kann. Mich dünkt, es wäre hinlänglich, „nur

„nur Augen zu haben, und ich glaube sogar;
„daß eine gewisse Lebhaftigkeit der Empfindung
„mich hindern könnte, richtig zu sehen.“

Lieber Freund! körperliche Augen dienen nur zu sehen und nachzubilden, was andere mit ihnen sahen; aber man erblickt nur mit den Augen des Genies, nur mit diesen kopirt man Dinge, welche das Auge des Genies allein erfand. Um gewisse Züge wieder zu erkennen, die ihr Daseyn einer lebhaften Empfindung verdanken, müssen ähnliche Gefühle den Beobachter durchdringen. Das Eigenthümliche verschiedener Seelen, ihr charakteristischer Unterschied, besteht in Kennzeichen, welche nur allein die Seele wahrnehmen kann.

Gesetzt, ein Künstler wüßte nichts von der Absicht unsers Agasias, hätte zum Beyspiel nicht gefaßt, daß er im Wirken dieses Muskels, zugleich die Gewalt des Schmerzes, der ihn reizt und bewegt, und die Kraft der Fassung, die ihn besänftigt und zurückhält, habe ausdrücken wollen: wie wird er je diese zusammengesetzte Bewegung begreifen können? Begreift er sie aber nicht, wie wäre es ihm möglich, sie darzustellen! Gerade den Strich,

auf

auf welchen alles ankömmt, wird er vergessen; er wird sich sogar schmeicheln, die anatomische Richtigkeit genauer beobachtet zu haben, indem er ihn wegließ, und es fehlt nicht viel, so setzt er einen Schnitzer an die Stelle, wo der wahre Künstler eine Schönheit angebracht hatte (*).

Es

(*) Es läßt sich bey dieser Stelle nicht läugnen, daß der Eifer um die gute Sache der Kunst unsern Verfasser zu einer Unbestimmtheit des Ausdrucks verleitet, die ein Kritiker vielleicht etwas strenger, vielleicht Unrichtigkeit benennen dürfte. Schon oben glaubte unser Autor die Behauptung wagen zu müssen, daß eine Zeichnung nicht correct seyn, und dennoch Eindruck, Wirkung machen könne. Wir stimmen ihm bey, jedoch mit der Einschränkung, daß gerade derjenige Hauptzug, welcher unser Gefühl in Anspruch nimmt, nur durch die strengste Wahrheit, das ist: durch Correctheit wirken kann. Das Incorrecte muß nur in einem minder wichtigen, minder in die Augen fallenden Theile liegen, sonst störte es allerdings den Haupteindruck. Jemand tadelte einst die Stellung der Füße an einem großen Schauspieler; da schlug ein großer Kunstrichter den matten Tadel durch den Ausspruch nieder: „Wer hätte Muse, wenn — —
„spricht,

Es ist schon recht, wenn junge Künstler viel kopiren; allein der genaueren Nachahmung soll-

---

„spricht, nach seinen Beinen zu sehen? Der „Mann von Geschmack hängt mit ungetheilten „Sinn an seinen Lippen; doch jeder sucht zuerst, „was durch Gewohnheit oder Fertigkeit ihm das „wichtigste ward; so allensalls, blickt immer „nur nach — — 's Beinen ein Tanzmeister." Was der Verfasser weiter hin sagt, daß der Künstler sich die Elemente des Schönen eigen machen müsse, ist Bestätigung des Satzes, daß äußerste Correctheit der einzige Weg ist, wahren Ausdruck in Werke der Kunst zu bringen. Nur muß man nicht glauben, man kenne den menschlichen Körper, wenn man eine Akademie fleißig gezeichnet hat. Die Leidenschaften, die Empfindungen modificiren die ruhige Organisation, und hier ist das Seelenauge des Künstlers, sein Beobachtungsgeist, unentbehrlich, um diese schnell vorüberfliehenden Spannungen oder Erschlaffungen einzelner Muskeln, oft der kleinsten, zartesten Theilchen, worauf alles ankommt, richtig aufzufassen und wieder darstellen zu können. Nie kann die anatomische Richtigkeit mit dem Ausdruck im Widerspruch seyn, wohl aber jenes anatomische Halbwissen, welches die beseelte Organisation des Menschen zu kennen wähnt, wenn es nur den Cadaver kennt. Der größte Künstler ist immer auch unter seines gleichen der größte Zergliederer und Physiologe. F.

sollten sie sich befleissen. Daß sie es doch fühlten, wie ihr Genie in tiefem Schlafe liegt, so lange die Hand allein fortarbeitet! Aber sie verscherzen den Zeitpunkt, wo sie so glücklich seyn könnten, sich zur Begeisterung zu gewöhnen, und verzweifeln dann an sich selbst.

Ihr sprecht zwar, Ihr Künstler, daß Ihr nur Meisterstücke kopirt. Nichts weniger als dies; denn eben an Meisterstücken kopirt Ihr, was nicht meisterhaft ist. Würdet Ihr anders wohl so lange kopiren?

Doch hört jetzt, was ihr eigentlich kopiren müßt: die Elemente des Schönen. Sobald Ihr diese gänzlich in Eurer Gewalt habt, könnt Ihr sie nach eigener Willkühr zusammensetzen, und was Ihr auf solche Art hervorbringt, ist Original, ist ganz Euer Eigenthum. Das Nackte kopirt, in allen seinen Gestalten, nach allen seinen Ansichten; kopirt auch allenfalls die ruhende Natur nach antikem Marmor und antiken Gemälden. Sobald Ihr aber Eure Personen handeln und leiden laßt, so entlehnt nicht länger den Ausdruck des Gefühls von andern Kunstwerken, sondern erfindet selbst, erfindet für die Zeit, den Ort

und

und die individuelle Handlung. Ein Gesicht, dessen leidenschaftlicher Ausdruck erborgt ist, bleibt ewig eine bloße Larve. Daher kommt es auch, daß in den meisten historischen Gemälden die Figuren zugleich kalt und übertrieben sind — wie schlechte Schauspieler.

Ich sehe indessen wohl ein, wie verführerisch die Beschäftigung des Kopirens ist. Der junge Zeichner verspricht sich, sein Vorbild zu erreichen, und braucht dazu nur Zeit, Gedult, Reisfeder und Farben; alles Kopfbrechens ist er überhoben.

„Getroffen!" rief der junge Mensch; „genau so denken wir alle, wenn wir ans „Kopiren gehn."

„Allein wie soll ichs denn anfangen, um „ein großer Maler zu werden?"

Zuerst, mein Lieber, werden Sie Dichter, Historiker, Naturkundiger und Philosoph; denn was das Mechanische der Kunst betrift, so muß es, als das letzte und geringste, Sie auch zuletzt beschäftigen (*). Ohne das vor-

(*) Das granum salis darf man bey der Beherzigung dieser Vorschrift nicht vergessen. Es ist

vorherige ist sie unnütz. Was nützt es jemanden, der weder denken, noch beurtheilen, noch empfinden kann, daß er sprechen lernte? Aber es ist leider wahr, die meisten Künstler wollen immer nur schwatzen, die armseligen Leute arbeiten nur immer für den äußern Sinn. Ist es Ihre Absicht für Geist und Herz zu arbeiten, so müssen Sie einen andern Weg einschlagen. Fangen Sie mit der Bildung Ihres eigenen Her-

---

sehr wahr, daß Augenmaas, und Handgrif die geringsten Eigenschaften des großen Künstlers sind, und daß man mit ihnen, ohne jene höhere Ausbildung, welche unser Verfasser fordert, immer nur ein Stümper, ein bloß mechanischer Arbeiter bleibt. Allein Augenmaas und Handgrif sind Fertigkeiten, welche bey gehöriger Anlage, nur durch Uebung erlangt werden können, und will man sie nur einigermassen der Vollkommenheit nahe bringen, so kann diese Uebung nicht zu frühe vorgenommen werden; den Zeitpunkt der größten Gelenkigkeit und Biegsamkeit der Gliedmaßen darf man nicht versäumen. Dürfte man es, warum sind unsere Philosophen und Naturkundige nicht auch alle Künstler? Allein warum die Griechen so viele göttliche Bilder, und wir nur einen Raphael haben, das hat unser Verfasser durch seinen Zuruf unüberwindlich dargethan. F.

Herzens und ihres Geistes an; lernen Sie empfinden (*)!

Der Verderb der Künste ist es gewesen, daß man sie als Handwerk betrachtete, und junge Leute eine Kunst handwerksmäßig erlernen ließ.

Es ist ein Erstaunen und ein Klagen unter Euch Künstlern, ob dem Mangel an Geschmack für Werke der Kunst, bey aufgeklärten Leuten; allein warum stellt Ihr uns immer nur die entbehrlichsten oder die alltäglichsten Gegenstände der Natur vor Augen? könnt Ihr der Natur den Reiz der Neuheit nicht geben? Wißt ihr keine Auswahl unter dem Natürlichen zu treffen? Zeigt uns die drey Söhne des alten Horaz; laßt sie wetteifernd ihrem Vater schwören den Sturz von Alba und die Wohlfahrt Roms! Zeigt uns im Kerker einen Sokrates, den Giftbecher in der Hand, im Gespräch mit seinen Schülern, als säße er am Gastmal, den Blumenkranz um seine Schlä-

(*) Wie sehr rechtfertigen nicht Greuze, Vernet, Houdon, David, Lebrün, u. a. m. diesen Rath! Anmerk. der Urschrift. Wie sehr beleidigt nicht diese Note den Text! F.

Schläfe gewunden! Oder wagt es noch einmal, wie Corregios glückliche Nebenbuhlerin, den Amor uns zu zeigen; denn Amor wird ewig gefallen; zumal mit jenen Zügen des jungen Lubomirski, und gerüstet, nicht mit Fackel oder Bogen, sondern mit nackter Schönheit, die Lorbeer- und Myrtenkrone hinreichend — wem anders, als der Künstlerin, deren Pinsel ihm Daseyn gab (*)?

Sie buhlen aber alle nur um den Beyfall der Menge; der Menge, die sich so leicht befriedigen läßt. Der Geschmack des Pöbels hört auf, wo der Geschmack des Kenners anfängt. Der gemeine Mann tritt von einem Kunstwerk zurück, wenn die Farben verschwinden, und Gedanken hervorschimmern. Er ist ein Götzendiener; ein Bild, ein Klotz ist seine Gottheit.

Ich

(*) Dieser Stelle siehet man es an, daß sie erst nach des Verfassers Rückkunft hinzugekommen ist.

Das Gemälde, wovon hier die Rede ist, ein Amor, von Madame Lebrün, worin sie sich selbst übertroffen hat, nähert sich der Wahrheit des Titian, und der Grazie des Correggio. Anmerkung der Urschr.

Ich schwieg, und der junge Zeichner dankte mir, indem er mit rührender Unbefangenheit hinzufügte: „es ist zu spät, ich bin zu weit „gegangen, und zumal vom Bedürfnis zu „sehr gedrückt, um meinen Weg zu verlassen, „und dem zu folgen, den Sie mir zeigten." Er seufzte und fragte mich, wie ich hiesse?

Das sage ich Ihnen nicht, antwortete ich; das Wichtigste für Sie ist jetzt, den Homer, den Virgil, und vor allem die Ruhmbegierde zu kennen.

Wahrlich, ohne Ruhmbegierde ist nie etwas großes geschehen; denn ohne sie giebt es keine Anstrengung.

Alexander stürzte die Thronen Asiens um, damit das Geräusch ihres Sturzes auf dem Marktplatz zu Athen wiederhallen möchte.

Drey und siebzigster Brief.

Rom.

Auch das Coliseo habe ich nunmehr gesehen.

Unterwegs hielt ich einen Augenblick inne, unter Titus Triumphbogen. Mit Wohlgefallen betrachtete ich den Pomp des Sieges, die vom jüdischen Volk erbeuteten Siegeszeichen, die Sklaven die den Wagen ziehen, die milde Größe des Siegers, die beglückte Menge der Römer, die ihn anschauen, und so viele Spuren des griechischen Meissels, eine immer schöner als die andere, die noch auf diesem Marmor leben.

Ich betrachtete mit vorzüglichem Wohlgefallen dieses Denkmal, als vom Trajan dem Titus errichtet.

Rechts vom Bogen des Titus, erblickt man den Bogen Konstantins; links das Coliseo, und in der Mitte die berühmte meta sudans.

Dieser Bogen, zum Zeugnis des ersten Sieges errichtet, welchen Konstantin über den

den Maxentius erfocht, zeugt heut zu Tage nur noch vom Verfall der Künste unter Konstantin.

Um ihn schmücken zu können, mußte man einen Bogen Trajans seiner Basreliefs berauben. O des Frevels!

Ich verlies ihn bald, diesen Bogen, und warf im Vorübergehn einen Blick auf die Ueberreste jener meta sudans, die jetzt nicht mehr wie ehedem, durch die Kühlung und das Geräusch ihrer reichlichen Quellen anlockt, bey ihr zu verweilen. Endlich stand ich am Coliseo.

Dieses Amphitheater ist unstreitig das bewundernswürdigste Denkmal der römischen Größe unter den Cäsarn.

An seinem ungeheuren Umfang, an der Menge von Steinen aus denen es besteht, an der Verbindung aller Säulenordnungen, die sich reihenweis im Kreise übereinander erheben, und einen dreyfachen Säulengang tragen, an allen Verhältnissen dieses erstaunlichen Baues, erkennt man unverzüglich das Werk eines Volks, das einst Herr der Welt, und Sklave eines Kaisers war.

Lange wanderte ich umher, ohne gleichsam mich hineinzuwagen: meine Augen umfaßten das ganze Gebäude von aussen mit Ehrfurcht und Bewunderung.

Von dem ganzen Coliseo steht höchstens noch die Hälfte; doch vermag die Einbildungskraft das Fehlende hinzuzusetzen, und sich das große Denkmal unversehrt zu schildern.

Nun trat ich in den innern Bezirk.

Welch ein Anblick! Malerische Scenen und Contraste! Aufgethürmte, zur Schau gelegte Ruinen aller Theile des Gebäudes, in allerley Gestalt, aus allen Jahrhunderten! Sichtbare Eindrücke von der Hand der Zeit, und von Barbarenhand! Hier, gestern eingestürzte, dort ältere Trümer; Mauern, die den Einsturz drohen, und Mauern, die von einem Augenblick zum andern fallen! Dort schwankt ein ganzer Säulengang; dort ein Gebälk; weiterhin eine Treppe! Mittlerweile kriecht zwischen diesen Bruchstücken hin das Epheu und der Dornstrauch, kriecht Moos und Kraut und Gebüsch; verbreitet sich umher, dringt in die Ritzen und wurzelt im Mörtel; unmerklich und unaufhaltsam lößt und zertrennt

es diese ungeheuren Massen, und verwandelt das Werk eines allgewaltigen Kaiserwillens, und zahlloser Sklavenarme — in Staub!

Fechter und Märtyrer und Sklavenkämpften hier an Roms Festtagen, damit das Blut in den Adern einer halben Million Müßiggänger ein wenig schneller strömte.

Mir war, als hörte ich die Löwen brüllen, die Sterbenden seufzen, die Henker rufen, und meinem Ohr entsetzlicher als alles andere, die Römer Beyfall klatschen.

Ja, mich dünkt' ich hörte dieses Händeklatschen, das zum Blutvergiessen aufforderte und hetzte. Die Männer klatschten den Kämpfenden zu; es war als schrieen sie: mehr Blut! die Weiber den Sterbenden: mehr Grazie!

Ich sah in Gedanken den Augenblick, da hier ein Gladiator fiel. Da hob sich unter den Zuschauerinnen ein schönes junges Weib auf ihren Zehspitzen empor. Ihr Auge hatte eben einen Jüngling geliebkoset; und mit demselben Auge belauerte sie jetzt den letzten Seufzer des Sterbenden, um ihn zu empfangen

oder

oder zurückzustossen, ihm Tadel oder Beyfall zu winken, als hätte sie ihn erkauft.

Es war Grimm in der römischen Langeweile. Ihr genügte nichts geringers als Menschenblut.

Jener Riesengedanke der Welteroberung mußte die Reizbarkeit des römischen Volks jenseits der Gränzen der Natur und Menschlichkeit überspannen, und zuletzt war nichts mehr vermögend sie heftig genug zu erschüttern, als unterjochte Königreiche, Löwen- und Fechterkämpfe, kolosalische oder goldene Bildsäulen, und der Zepter eines Nero oder Kaligula.

Doch wie ist alles auf diesem Schauplatz verändert! In seiner Mitte erhebt sich ein Kreuz, und rund umher, in gleicher Entfernung, stossen an die ehemaligen Zwinger der wilden Thiere, vierzehn Altäre, die verschiedenen Heiligen geweihet sind.

Hier sieht man die Mönche fast täglich ihre Predigten halten; hier versammeln sie die Brüderschaften.

Von Tag zu Tage verfiel das Amphitheater, man führte die Steine hinweg, man legte

Hand an das Gebäude, man verunreinigte es, Benedikt der Vierzehnte wußte kein anders Mittel es zu retten, als die Weihe. Er gab ihm Altäre zum Bollwerk und Ablaß zur Bedeckung.

Seine Mauern, Säulen und Gänge stützen sich jetzt nur noch auf die Namen jener Märtyrer, deren Blut sie einst bespritzte.

Ich habe die sämmtlichen Theile des Coliseo besucht; bin bis in den obersten Stock gestiegen, und habe mich in der kaiserlichen Loge gesetzt.

Einen dauernden Eindruck behalte ich in der Seele, von der Stille und Einsamkeit, die daselbst auf allen Zugängen, entlangs allen Stufenreihen, unter allen Gewölbern herrscht.

Von Zeit zu Zeit blieb ich stehen, und lauschte; was ich hörte, war der Wiederhall meiner eigenen Tritte.

Doch vernahm ich zugleich ein leises, dumpfes Sausen, der Seele gegenwärtiger als dem Ohr. Es war das heimliche Regen der allverzehrenden Zeit, die das Amphitheater von allen Seiten untergräbt. Es freute mich, sie so zu belauschen.

Der

Der Tag neigte sich, und gewährte mir, indem er allmälich den weiten Umfang des Gebäudes verließ, ein entzückendes Schauspiel. Allmälich sah ich die Nacht sich in die Bogengänge schleichen und ihre Schatten dort verbreiten.

Bey dem letzten Tagesschimmer, und diesen ersten Schatten der Nacht, die sich hier mit einander zu gatten schienen, erblickt' ich plötzlich ein junges Weib. Schön war sie, und die Grazien hatten sie gekleidet. Ein erfrischendes Lüftchen spielte Liebkosend mit ihrem Haar und ihrem Gewand. Mit einer Hand drückte sie einen Säugling an ihre Brust; einen Rosenstraus hielt sie in der andern; und auf dem Kopfe trug sie ein Körbchen voll Erdbeeren. Weg war das Coliseo!

Sobald ich mich von dieser kleinen Verwirrung erholt hatte, stieg ich hinab auf den Kampfplatz. Lange stritten meine Augen mit der Dämmerung um diese malerischen Trümmer; zuletzt ruhten sie noch auf jenem abgerissenen Stein, der über die andern hinaus in die Luft ragt. Auf ihm hatte ich den letzten Sonnenstral erlöschen gesehen.

End-

Endlich mußte ich weichen; aber einen Reichthum von Gedanken und Empfindungen nahm ich mit mir hinaus, der sich nur unter diesen Ruinen einsammeln läßt, weil er zum Theil ihr eigenes Werk ist.

Vier und siebzigster Brief.

Tivoli.

Madame *** war so gütig mich nach Tivoli mitzunehmen.

Wir kamen bey guter Zeit an.

Madame *** und die übrige Gesellschaft besahen den grossen Wasserfall, die Neptunsgrotte und die Wohnung des Mäcenas; ich lief mittlerweile zu den Cascatellen, und sah diesen entzückenden Ort zum zweytenmal, wie etwas Liebes, was man nicht mehr wiederzusehen hoffte.

Alles besuchte ich von neuem, überall irrte ich umher. Endlich sagte ich: Wie schön ist dieser Abend! Es ist noch nicht spät, und ich bin allein. Delia und Cinthia! Euren Namen will ich hier ein Opfer bringen. Ich will an dieser Stätte einige Properzische und Tibullische Verse übersetzen, an derselben Stätte, wo sie vermuthlich gedichtet wurden, vielleicht wird diese Stätte mich begeistern!

Ich

Ich verschmelzte mehrere Elegien in eine zusammen, und anstatt einer Kopie, ward meine Arbeit eine Nachahmung.

Bertin und Parny, die Properze und Tibulle Frankreichs werden mir diesen Eingrif in ihr Eigenthum verzeihen. Ich wagte es, aus ihren Gärtchen Blümchen zu lesen. Doch sie giengen mir vor; ist das nicht betrübt genug für mich?

Eine Elegie nach Properz war mein erster Versuch. Ach! daß Ihr darin eine Spur seiner so sinnreich liebetrunkenen Phantasie wiederfändet! Man liebt ja mit dem Herzen, mit dem Geiste, mit der Phantasie, wie mit den Sinnen. Daher kommt es auch, daß man gleichgut auf so mancherley Weise lieben kann (*).

(*) Mit einer Uebersetzung dieser und anderer französischen Reime verschonen wir unsere Leser. F.

Fünf und siebzigster Brief.

Tivoli.

Hier habt Ihr eine Nachahmung des Tibull; es sind seine Rathschläge an einen Liebhaber. Ich weihe sie dem Schatten des Präsidenten Bouhier, des Verfassers einer Abhandlung über das Landrecht von Bourgogne, und einer Uebersetzung des Catull (*).

(*) Die hier angeführten Verse befinden sich in einer metrischen Uebersetzung aller Elegien Tibulls und etlicher andern des Properz, von der Hand unsers Verfassers. Sie ist aber noch zur Zeit ungedruckt.

Sechs und siebzigster Brief.

Rom.

Ueber den Kirchenstaat, und über die Einwohner von Rom habe ich folgendes angezeichnet.

Es giebt in Rom eigentlich nur drey Klassen von Menschen. Pabst, Priesterschaft und Volk.

Der Priesterstand folgt ohne Ausnahme dem Gesetz einer allgemeinen Anziehungskraft, die ihn nach den höheren Würden, und bis hinauf zur dreyfachen Krone bewegt.

Was nicht Priester ist, bleibt ausserhalb dieses Wirbels stehen: Prinzen, Marquis, Advokaten, Pächter, Künstler, Kaufleute, Bediente und Bettler machen das Volk aus.

Der Adel hat in Rom weder den Einfluß, noch den Glanz, den sein alter Abstamm ihm zu verleihen pflegt. Er drückt hier nicht, wie anderwärts, das Volk mit dem ganzen ungeheuren Uebergewicht des Vorranges, in Absicht der Stellen und Würden, er ist hier nicht im Be-

Besitz jenes Vorrechtes, auf tausenderley Art unterdrücken zu können.

Alle Ehrenämter, alle Macht und Gewalt, gehören dem Priesterstande. Der Einfluß vom zweyten Range, die abgeleitete Wichtigkeit anderer Personen, hängt schlechterdings von ihren Verhältnissen mit der Priesterschaft, und der engen Verbindung zwischen ihnen und den mächtigsten Mitgliedern dieses Standes ab.

Ihm gehört die größte Masse des Reichthums, denn es war der Kaufpreis des Himmels, den er ehedem verhandelte.

Von sechs und dreyßig tausend Häusern in Rom, sind zwanzigtausend ein Eigenthum des Fiscus. Seit vielen Jahrhunderten zieht er unaufhörlich neue Erbschaften, und hat selbst keine Erben. Es kann nicht fehlen, daß er nicht am Ende alles besitzen, oder was gleich viel sagen will, alles an sich reissen wird.

Das Landeigenthum ist im Kirchenstaat nur die geringste Quelle des Reichthums, und wäre sicherlich nicht hinreichend seine Einwohner zu ernähren. Rom hat dagegen seine Bullen, seine Ceremonien, seine Ruinen; endlich

lich seinen Namen hat es noch, und dieser ist von allen seinen Trümmern das kostbarste.

Weder von den Erzeugnissen des Erdreichs, noch von den Produkten des Fleißes geht das geringste ausser Landes; Rom verzehrt sie alle selbst, und kann die Waaren, die es aus dem übrigen Europa zieht, nur noch mit Golde bezahlen, seitdem die Ablaszettel ausser Cours gekommen sind.

Es würde indessen allerdings ein aktiver Handel statt finden können, wenn der Ackerbau und die Manufakturen sich in einem blühenderen Zustande befänden; allein beide werden gänzlich vernachläßigt.

Zur Probe will ich Euch erzählen, wie man in der Gegend um Rom, den geringen Strich Landes bestellt, den man noch des Anbaues werth achtet.

Zur Zeit des Pflügens und der Aerndte kommen Leute auf den Markt nach Rom mit hundert, ja zwey- und dreyhundert Joch Ochsen; gleich darauf erscheinen die Gutsbesitzer, miethen davon so viel sie brauchen, und schicken oder führen sie auf ihre Aecker, die manchmal acht bis zehn (italiänische)

Meilen von der Stadt entlegen sind. Hier nun verrichtet man die Arbeit für die ganze Jahrszeit in einem Tage. Man pflügt einen Tag; man säet einen Tag; man schneidet und ärndet ebenfalls nur einen Tag. Solchergestalt gewinnen die ländlichen Arbeiten das Ansehen plötzlicher Ueberfälle.

Der Boden ist gleichwol fruchtbar und würde mit Wucher wiedergeben, was man ihm anvertraut. Ein wenig Kunst und Anstrengung würde es nur kosten, um aus den Salzen des Erdreichs und den Sonnenstralen, die jetzt nur Krankheiten erzeugen, alle Produkte des Pflanzenreiches zu gewinnen.

Die Volksmenge in Rom schätzt man auf hundert und siebzigtausend Seelen.

Die Bettler und Armen sollen sich auf zehntausend belaufen. Der Bedienten giebt es noch eine größere Anzahl.

Die Weltgeistlichen machen ungefähr den sechsten Theil der ganzen Bevölkerung aus, und im Ganzen genommen behauptet man, als Folge des Cälibats, daß man auf eine Mannsperson mehr als fünf Weiber rechnen kann. Das wäre auf gewisse Weise ein

Maas-

Maasstab, wonach sich die Zügellosigkeit der römischen Sitten bestimmen liesse.

Mit der Kultur des Geistes und des Erdreichs verhält es sich ziemlich gleich; es giebt keine. Man legt sich höchstens noch auf Juristerey, Arzneykunde, Theologie und Sonnette.

Für die Mädchen ist gar keine Erziehung hier noch die beste.

Das Volk in Rom hat wenig Vernunft, ziemlich viel Verstand, sehr viel Einbildungskraft. Mit den Jahren erlangt es Gewohnheiten, ohne sich je Erfahrung zu erwerben.

Ich rede nur vom Allgemeinen.

Sieben und siebzigster Brief.

Rom.

Fortsetzung.

Bekanntlich ist es die Wahl, welche dem Pabst die dreyfache Krone zuerkennt.

Von allen Fürsten in Europa ist keiner durch die Gesetze so wenig gebunden. Er spricht, und es geschieht. Sein Wille ist zugleich ein bürgerliches Gesetz und eine geistliche Vorschrift. Als Oberhaupt, beides, der Kirche und des Staats, haben seine Befehle den zwiefachen Nachdruck, den die doppelte Furcht vor dem Henker und dem Teufel ihnen verleiht.

Allein so unumschränkt die päpstliche Oberherrschaft ist, so unbedeutend ist gleichwol seine Macht.

Im Weltlichen besteht sein ganzes Gewicht in einer sehr geringen Summe von Staatseinkünften; einer Handvoll Soldaten, die man nur spottweise einen Militairetat nennen kann, einer Bande von Sbirren (Häschern), die wirklich ehrlos sind, weil das Publikum sie

sie dafür hält, einer Polizey, oder besser ihrem Gespenst, deren Ausübung man den Pfarrern anvertraut, endlich einer Menge Tribunäle, die schon ihrer Menge wegen ohne alles Ansehen sind.

Diese schwachen Triebwerke der Staatsmaschine werden noch durch Mißbrauch und gehemmte Wirksamkeit geschwächt.

Bey der Verwaltung der Finanzen ist an eine zweckmäßige Anwendung, an haushälterische Wirthschaft, an Verantwortung nicht zu denken: Plünderung ist hier der rechte Ausdruck.

Beym Militair ist weder kriegerischer Geist noch Disciplin Der Schatten eines Heeres gehorcht dem Schatten eines Anführers. Die Sbirren sind privilegirte Spitzbuben, welche den nichtprivilegirten auflauren. Ihr Anführer muß dem Cardinal-Vicarius einen Wagen und zwey Pferde halten. Liegt nicht schon in diesem einzigen Zuge Stoff zu einem ganzen Bande?

Die Tribunäle sind mit Prälaten besetzt, die mehrentheils von den Gesetzen nichts wissen, und ganz anderen Geschäften nachgehen. Sie halten sich dafür ihre Secretaire.

Ehr-

Ehrwürdig ist indessen noch die Rota, ein Appellationsgericht. Die Rechtssprüche werden hier mit Anführung der Gründe ertheilt, und ohne Aufschub publicirt. Allein die Entscheidungen dieses Tribunals sind demungeachtet nicht peremptorisch, und man kommt unaufhörlich dawider ein. Dazu bedarf es nur eines Worts vom Pabst; und dieses weis man zu erhalten oder auch zu erkaufen.

Die peinliche Gerechtigkeit ist ein bloßer Popanz, in einer Stadt, wo es beynahe siebenhundert Freystätten giebt, wo die Sbirren theils durch die Finger sehen, theils nicht furchtbar genug sind, wo alles auf Schutz- und Empfehlung gewisser Leute ankommt, wo selbst die Galeerenstrafe sehr gelinde ist, und die Galeeren sehr schlecht bewacht werden.

Ein jedes Haus, an welchem ein Kardinal sein Wappenschild aufhängen läßt, schützt die Schuldner gegen alle gerichtliche Executionen. Dergleichen Freystätten giebt es eine große Anzahl, und einige Kardinäle treiben damit einen Handel. Sie sehen also die Impunität als einen Theil ihrer Revenüen an.

Die

Die geistliche Gewalt hat zwar noch etwas mehr Nachdruck behalten, allein drey mächtige Ursachen haben zusammengewirkt, um ihr ebenfalls großen Abbruch zu thun: die überschwengliche Menge der Ablaßzettel, die Nachsicht in Ertheilung der Absolution, und die lange Gewohnheit.

Nach allem bisher gesagten zu urtheilen, möchte man glauben, Rom sey, politisch betrachtet, seinem Untergang nahe, sittlich, von Unordnungen aller Art zerrüttet, und bürgerlich, ein Raub des äußersten Elends.

Aber unglaublich und wahr: es giebt vielleicht keinen politisch sicherern, sittlich ruhigern, bürgerlich glücklichern Staat als Rom.

Wie läßt sich diese seltsame Erscheinung erklären? Nicht anders, als durch die überwiegende Wirksamkeit moralischer oder verborgener Ursachen, welche Sicherheit, Frieden und Glückseligkeit bezwecken, und die Oberhand behalten über jene physischen sichtbarlich wirkenden Ursachen der Zerstörung, der Verwirrung und des Unglücks.

Morgen will ich suchen, Euch hierüber nähern Aufschluß zu geben.

Acht und siebzigster Brief.

Rom.

Fortsetzung.

Dem Kirchenstaate fehlt es an Truppen; an Geld, an allen Angrifs- und Vertheidigungsmitteln. Er ist schlecht bevölkert und von Staaten umringt, die nach seinem Besitze lüstern sind. Er scheint also dem ersten Eroberer erliegen zu müssen.

Allein jetzt merkt, wie die sittlichen Ursachen sich gleichsam beeifern ihn zu stützen oder wieder aufzurichten. Schon die Eifersucht der Nachbaren untereinander hält sie alle zurück. Sodann verschaft die Religion dem Papste in der ganzen Welt Soldaten. Endlich trägt auch das politische Interesse der christlichen Fürsten zur Erhaltung eines Despotismus bey, auf den die ihrigen alle sich gründen. Er ist es, der allen Thronen ihre Grundpfeiler im Himmel anweist, der ihnen Truppen und Gold erspart, der den Fürsten diesen, mehr als Armeen geltenden Machtspruch,

spruch, aus seinem Schatz verkauft oder darleiht: alle Macht kommt von Gott!

Nichts ist irriger als der Satz, daß die geistliche Gewalt des Pabstes von seiner weltlichen getrennet werden könne.

Es ist ausgemacht, daß die Fürstenkrone die päbstliche Thiara noch hält; sie trennen, hieße sie zerbrechen.

Der nothwendige Grund aller moralischen Vollmachten ist physische Kraft; und genauer zu sprechen, sind die moralischen Kräfte nur etwas verdecktere, zusammengesetztere physische Kräfte.

Die weltliche Gewalt des Pabstes wird wahrscheinlich nicht eher ein Ende nehmen, als bis wir eine von allem Aberglauben geläuterte Religion übrig behalten werden.

Nun dann wird sie noch lange bestehen; denn vielleicht ist es der Religion und der Philosophie unmöglich, den Katholicismus von allem Aberglauben zu reinigen.

Die natürliche Schwäche des menschlichen Geistes, die unüberwindliche Unwissenheit der niederen Volksklassen, die Macht der Gewohnheit.

heit, das Interesse so mancher Leidenschaft, werden es immerfort verhindern, daß die christliche Religion, vollkommen geläutert, sich wieder zum Himmel hinan erhebe, von wannen sie herniederstieg, daß sie zu jenen einfachen, erhabenen Begriffen zurückkehre, welche gemeinen Menschen unerreichbar sind.

Man wird mir einwenden, daß der Kirchenstaat in unsern Zeiten so tief hinabgesunken, so entkräftet ist. Ich antworte, diese Schwäche ist es eben, die ihm Dauer verspricht; nie hatte er mehr Bestand als jetzt. Von nun an hat er nichts zu befürchten, weil er selbst niemanden mehr furchtbar ist.

Neun und siebzigster Brief.

Rom.

Fortsetzung.

Die Ruhe, welche im Rom herrscht, läßt sich leicht erklären.

Es ist wahr, der Papst hat unumschränkte Gewalt in Händen; allein er kommt nicht leicht in den Fall sie zu misbrauchen. Er ist nicht Fürst durch seine Geburt; die Krone ist ein bloßes Glücksgeschenk für ihn, eine Zugabe, die er mit der Thiara empfängt, ein Theil der päpstlichen Würde, und mehr ein anvertrautes Gut als wahres Eigenthum. Gemeinhin ist er ein alter Mann, und überdieß entstehen Bedürfnisse, Gewohnheiten, Begriffe, Fähigkeiten nicht plötzlich; man muß sie sich erwerben, und in einem gewissen Alter kostet es Mühe.

Wenn auch die Päpste in die Versuchung kämen, unterdrücken zu wollen, so hält sie doch diese wichtige Bedenklichkeit zurück: um ver-

verehrt zu werden als Priester, muß man sich als König die Liebe des Volks erwerben.

Der päpstliche Despotismus besteht eigentlicher darin, daß sie ihre Macht nicht ausüben, als darin, daß sie ihr Ansehen misbrauchten.

Schwachheit ist daher die einzige Tyranney der Päpste.

Diese pflegt aber keine Unruhen zu erregen; sie läßt dem Volke Zeit ein neues Pontificat abzuwarten.

Das Interesse der hohen Geistlichkeit ist es eben so wenig, die einmal eingeführte Ordnung zu unterbrechen.

Sie drückt die Autorität des Papstes fast gar nicht, diese Autorität, die überall so sanft und leicht zu tragen ist.

Dazu kommt noch die Heiligkeit, die Nothwendigkeit, und der schnelle Wechsel dieser Gewalt. Wo das Volk von diesen drey Sätzen einmal fest überzeugt ist, dort wird seine Ueberzeugung eine Stütze der Verfassung.

Ehrgeiz endlich und Hoffnung, jetzt einen Theil und in Zukunft alles in Händen zu haben, wirken zusammen, um der höchsten Gewalt alles was sie drückendes haben kann,

zu

zu benehmen, ohne ihre Wichtigkeit zu verringern, oder ihr Ansehen einzuschränken.

Was gewönnen auch die Kardinäle, wenn sie den Papst einschränken wollten? Nicht durch das, was sie sind, sondern einzig und allein, durch das, was sie werden können, gelten sie im Staat, bey dem Volke, bey der Geistlichkeit, bey dem Oberhaupt, ja im ganzen Europa. Das lassen sie bleiben, daß sie dieses Etwas, wozu sie einst gelangen können, die päpstliche Macht, in engere Schranken zurückweisen sollten.

Das Volk? Wie viele moralische Ursachen wirken nicht, um seinen Gehorsam wie seinen Glauben unter das päpstliche Joch zu beugen? Es hat einen unumschränkten Herrn; allein es hat doch nur diesen einen. Es glaubt ihn von Himmel zu erhalten; es bekömmt oft einen neuen, und die Thiara ist übrigens zu hoch über dem Volk.

Warum wohnt das römische Volk im Frieden, ohne den verhütenden Zwang der Polizey, ohne strafende Gerechtigkeit? Wo es keine Veranlassung zur Unordnung giebt, da bedarf es keiner Mittel Ordnung zu erhalten.

Nichts

Nichts ist seltener in Rom, als gewaltthätiger Diebstahl, Raub, Einbruch und Aufruhr. Die Messerstiche sind desto häufiger.

Diese veranlassen aber keinen Auflauf; man entsetzt sich nicht einmal darüber. Mit kaltem Blute sieht man zu, mit kaltem Blut erzählt man davon. Den Mörder hält niemand für boshaft, gefährlich oder ehrlos. „Er war „gewiß gereizt"; das ist alles, was man sagt.

Das Messer braucht der Pöbel statt des Zweykampfs.

Man hält es ordentlich für einen Theil der Gerechtigkeitspflege, die dem Volke selbst überlassen bleibt; und wird nicht der Mißbrauch dadurch eingeschränkt, daß die Furcht vor der Rache, die Rache selbst zurückhält und mäßigt?

Diese Rache vertritt in Rom die Stelle der Polizey.

Es wäre sicherlich ein leichtes, sobald man wollte, dem Volk das Messer aus der Hand zu nehmen, und den öffentlichen Gerichten wieder zu geben, was ihnen eigentlich gebührt. Man brauchte nur die Schutzörter aufzuheben, über die Galeeren schärfere Aufsicht zu halten,

und den Sterbenden nicht ein paar unbestimmte Ausdrücke abzulocken, welche als Verzeihung ausgelegt werden können. Allein die Ermordung durchs Messer heißt hier durchgängig ein Privatverbrechen, und wenn der Ermordete verziehen hat, so darf sich die öffentliche Gerechtigkeit schlechterdings nicht drein mischen.

Es ist die Frage, ob das Volk bey einer Veränderung über diesen Punkt etwas gewinnen würde?

Das Messer hat allerdings seine Schlachtopfer unter dem Volk; allein es verhindert die Unterdrückung, deren Schlachtopfer ungleich zahlreicher sind. Es beschleunigt einige Todesfälle, aber es vermindert die Summen des Unglücks.

Ein Großer, der unterdrücken, und ein Geringer, der sich rächen kann, stehen am Ende auf ziemlich gleichen Fuß.

Ferne sey es jedoch von mir, den Gebrauch des Messers zu billigen! Ich zeige nur an, was mir bey einer verderbten Verfassung noch das unschädlichste scheint.

Noch

Noch einmal komme ich darauf zurück, daß der Diebstahl in Rom so selten ist.

Die Anzahl körperlicher Bedürfnisse, welche zum Diebstahl reizen, ist in Rom ohne Vergleich geringer als anderwärts.

Das Erdreich und der Fleis bereichern zwar nicht die Römer; allein was soll ihnen der Fleis und das Erdreich, wenn die Fruchtbarkeit des Himmelsstrichs sie so leicht ernährt, und seine Wärme sie kleidet?

Der Bettelstand, diese Entartung der Armuth, ist überall eine unsichere Existenz und ebendeswegen eine gewöhnliche Veranlassung zum Diebstahl. Hier aber ist es ein Stand, der auf sicheres Auskommen, rechnen kann; kein Bettler, der nicht von seiner Betteley leben könnte, dem sie nicht das Gegenwärtige reichte und zugleich das Zukünftige zusicherte.

Ein Kerl, ein Weib, ein Kind, dürfen sich auf den Straßen Roms nur in Lumpen hüllen, nur eine Wunde zur Schau stellen, so bekommen sie gleich zu essen. Das Mitleid der Römer geht nicht erst mit der Vernunft zu Rathe. Mehr braucht der Bettler aber auch nicht. Sey es Elend, Seuche oder Faul-

heit

heit, was ihn hinabwürdigt, ihm genügt das thierische Leben; hat er dieses so ist er glücklich — wie sein Hund.

Es giebt in Rom mehr Bettler als anderwärts; es wimmelt dort überall von Bettlern. Die Pilgerschaft setzt deren eine Menge ab.

Alles ist ihnen offen; es steht ihnen frey, die Milde überall zu suchen, sie überall zu verfolgen. In den Kaffeehäusern gehen sie aus und ein, wie die Hausthiere. Die Delicatesse leidet und murrt; aber die Menschlichkeit spricht zur Delicatesse: es sind Menschen!

Noch eine andere Ursache, welche verhindert, daß der Diebstahl, sowohl der heimliche als der offenbare, nicht überhand nimmt, ist der Mangel des Luxus, zumal des ansteckendsten Luxus, welcher mit Unverschämtheit zu glänzen sucht.

Das Ueberflüssige entbehrt man nirgends besser als in Rom.

Keine Gattung des Ehrgeizes findet hier bey dem Reichthum seine Rechnung; der einzige Weg der den Ehrgeizigen offen bleibt, ist der Priesterstand, und in diesem müssen sie bleiben.

Ueberdies kennt man hier einen jeden, und der Aufwand kann niemanden blenden; folglich bedient man sich seiner nicht, und mit ihm ist eine große Quelle der Verbrechen abgeschnitten; denn das Ueberflüßige kostet weit mehr große Verbrechen, als das Nothdürftige.

Elend, Faulheit, Ehrgeiz und sogar der sechste Sinn finden also Befriedigung in Rom, ohne stehlen zu müssen.

Ich rechne den Geschlechtstrieb mit hieher, weil das Klima und die Sitten jedem, auch dem eigensinnigsten Geschmack willfährig sind.

Die Ausschweifung geht in Privathäusern so weit, daß man keine öffentliche kennt. Diese wäre hier unnütz; fast auf dieselbe Art, wie einige Länder keinen Bettelstand kennen, weil die Armuth daselbst ganz allgemein ist.

Es wird zwar demohngeachtet bisweilen gestohlen; allein die Veranlassung dazu ist Versuchung eines Augenblicks, und Leichtigkeit der Ausführung; höchst selten ereignet sich ein überdachter Streich.

Jetzt begreift man, daß auch die Mordthaten selten seyn müssen. Das Bedürfnis zu stehlen wirkt zu keiner Zeit sehr heftig, und

und überhaupt nur selten, und der Diebstahl wird nicht hart bestraft.

Man möchte nunmehr fragen, warum reißt dem Volke nicht die Geduld, bey einer so schlechten Justizpflege und einer so schlechten politischen Oekonomie, wie die in Rom?

Wir müssen einen Unterschied festsetzen zwischen den Prozessen des Volks, des Pöbels, der geringen Bürgerschaft, und den Prozessen der höheren Stände.

Jene betreffen gemeinhin Kleinigkeiten oder Nichtswürdigkeiten: man entdeckt leicht auf welcher Seite das Recht ist, und die Entscheidung pflegt im Ganzen genommen entweder vollkommen gerecht zu seyn, oder ihre Unbilligkeit ist so subtil, daß sie dem Auge des großen Haufens entgeht.

Die Streitigkeiten der höheren Stände und ihre Entscheidung interessiren nicht so allgemein; und hier ist es schon leichter die Billigkeit oder Unbilligkeit des richterlichen Ausspruchs hinter Complicationen des Interesse, und der Formalitäten, oder hinter der Dunkelheit der Gesetze zu verbergen.

In

In der ganzen Staatsverwaltung giebt es nur einen Punkt, welcher das Volk wirklich betrift, und das ist kein anderer als der Preis der Lebensmittel.

Steigen sie im Preise, so murrt das Volk. Was thut dann die Regierung? Sie horcht; und so lange das Murren nicht zum lauten Geschrey wird, geht sie ihren gewöhnlichen Gang. Ihre ganze Sorge ist dahin gerichtet, daß sie den letzten Tropfen nicht vergieße, von welchem die Gefäße des Zorns überlaufen.

Schreyt das Volk, so schlägt die Regierung ab im Preise, verringert aber das Maas, und das römische Volk ist zufrieden.

So ist nun das römische Volk; so sind die Völker alle; alles was man Volk nennt.

Das hiesige ist geduldiger als andere, denn jene hoffen auf die Zukunft, dieses harrt des nächsten Morgens. Der Papst ist ihm jederzeit ein sterbender König.

Schlechter können sich daher die Päpste bey den Römern nicht empfehlen, als wenn sie ihnen zu lange leben, und die Ziehung einer Lotterie verzögern, in welcher jedermann Loose nimmt, und die auch wirklich für jedermann

Loose

Loose enthält. Die Kardinäle haben Papst-loose darin; die Prälaten Kardinalsloose; die Abbe Prälatenloose; der Adel Creditloose; gewisse Personen Beförderungsloose; die Kaufleute Verkaufsloose; die Handwerker Bestellungsloose, die Bettler Almosenloose; alle miteinander endlich Loose der Veränderung, der Schauspiele, der Feyerlichkeiten.

Was bedeutet diese Freude, diese Ausgelassenheit, dieser Taumel in allen Ecken von Rom? Hat Rom irgendwo einen neuen Sieg errungen? Ja freylich! der Papst ist gestorben.

Achtzigster Brief.

Rom.

Fortsetzung.

Jetzt frägt es sich: wie ist denn dieses Volk glücklich, unter dem Joch der unumschränkten Gewalt, unter dem Druck so vieler untergeordneten Mächte, unter der beständigen Einwirkung der Armuth, und bey allen Fehlern und Mängeln einer verabscheuungswürdigen Staatsverwaltung?

Es gehorcht. Das ist noch begreiflich. Gewohnheit, Geduld, Hofnung und Glaube setzen in Rom eine unübersteigliche Scheidemauer zwischen Unterdrückung und Aufruhr.

Allein wie ist es möglich, daß es frölich gehorcht?

Wir haben schon gesehen, daß die päpstliche Gewalt, so unumschränkt sie auch ist, doch das Volk nicht sehr drücken kann. Der Einfluß der Großen auf sein Schicksal ist noch weniger drückend.

In allen Verhältnissen der Großen untereinander, und zwischen Grossen und Geringen herrscht eine allgemeine Gefälligkeit, Willfährigkeit und Schmeicheley; denn das Glück zeigt hier seinen ganzen Eigensinn, und wirkt gewöhnlich still und verborgen durch Bediente, Mönche, Sekretaire oder Weiber. Man weiß immer nicht genau, wen man vor sich hat, an wen man sich wenden soll, was man diesem oder jenem bieten darf, wie weit sich der Einfluß des Vorübergehenden erstreckt, den man eben grüßte. Morgen ist vielleicht dieser arme Priester ein Prälat; jener arme Prälat ein Kardinal; jener arme Teufel Sekretair oder Kammerdiener eines wichtigen Mannes im Staate. In zweifelhaften Fällen muß man auf alles gefaßt seyn; einer schont den andern, man verschwendet die Ausdrücke des Wohlwollens; das Lächeln der Protection, das Händedrücken der Freundschaft; jedes Gesicht schmeichelt allen Gesichtern.

Die Römer besitzen eine wunderwürdige Fertigkeit ihr Gesicht zu verändern, oder vielmehr, sie brauchen es nie zu verändern; denn ein italienisches Gesicht ist die beste Larve von

der Welt. Ihre Pantomime übertreibt jedoch alles, Geberden, Worte, Blicke, dergestalt, daß sie alle Deutung verliert, weil man sie zu bedeutend machen wollte. Die Italiener unter sich trauen einander auch nie auf ihr ehrliches Gesicht, aufs Wort, auf den Ton der Stimme; sie glauben nichts eher, als bis es geschieht.

Wenn ein Kardinal einen andern Kardinal, zumal einen der ein Amt hat, besucht, ist es der Mühe werth zu wissen, wie er sich dabey benimmt. Bey dem Eintritt in das erste Vorzimmer, wo die Bedienten sich aufhalten, grüßt er; im zweyten, bey den Kammerdieneen, lächelt er; im dritten, wo er die Kammerjunker antrift, nimmt er sie bey der Hand; im vierten, dem Aufenthalt des Introductors, grüßt und lächelt er, giebt die Hand und schwatzt. Endlich tritt er in das Zimmer seines Collegen; man sieht zween Herzensfreunde, die sich umarmen; aber im Grunde sind es ein paar Nebenbuhler, die einander ersticken möchten.

Diese nothwendige politische Schonung gewährt hier den Geringen mehr Schutz gegen

ihre

ihre Unterdrücker, als ihnen anderwärts die Gesetze nicht geben. —

Eine gewisse Mittelmäßigkeit der Glücksumstände bringt übrigens die Stände und selbst die einzelnen Menschen in Rom einander näher; alle Köpfe berühren sich fast; und der Despotismus müßte warlich sehr geschickt seyn, der hier genau nur einen treffen wollte.

Ein und achtzigster Brief.

Rom.

Fortsetzung.

Laßt mich meine Auseinandersetzung vollenden; laßt Euch zeigen, wie ichs schon bisher gethan, daß das Glück der Römer auf ihrer politischen scheinbaren Sklaverey und sehr wesentlichen Freyheit beruht.

Keines ihrer physischen Bedürfnisse wird im Uebermaas befriedigt; aber allen wird das nothdürftige zu Theil, und dieses nothdürftige ist wenig.

Der Hunger hat hier keine Kraft. Eine Mahlzeit des Tages ist hinreichend, und zu dieser einzigen Mahlzeit läßt man sich an Früchten, Gemüsen, kleinen Fischen oder ein wenig Fleisch gnügen.

Der Durst verlangt und verbraucht nicht viel Wein, aber desto mehr Citronen und Eis.

Die Kleidertracht ist hier auf die bloße Bedeckung eingeschränkt; mehr fodert das Klima nicht, mehr nicht die Landessitte, und ein jeder der nicht nackt ist, heißt gekleidet.

Der

Der Geschlechtstrieb findet im Cicesbeat seine Nahrung; in den Sitten Gelegenheit, in der Religion Nachsicht.

Es giebt indessen noch ein besonderes Bedürfnis, welches man gewöhnlich nicht mitzurechnen pflegt, und welches doch vielleicht das unbezwingbarste, das gewaltsamste von allen ist, und im Menschenleben die wichtigste Rolle spielt. Die Gesetzgebung hat sich bis jetzt noch wenig damit beschäftigt; selbst die Philosophie hat es aus der Acht gelassen: es ist das Bedürfnis des Menschen, seine Thätigkeit zu erschöpfen, das Uebermaas von Leben, das ihm nach der Befriedigung der ersten Bedürfnisse zurückbleibt, noch anzuwenden.

So viel ist gewis: dieses **Ueberschwängliche** unseres Daseyns, wenn ich es so nennen darf, durch Zwang oder versäumte Uebung in uns selbst zusammengepreßt, verursacht unfehlbar die unangenehme Empfindung der Langenweile, die zuletzt in schreckliche Quaal ausarten kann.

Um dieser schmerzhaften Veränderung zu entgehen, ihr zuvorzukommen oder sich dawider zu sträuben, um keine Langeweile zu haben,

strengt der gesittete Mensch sich überall bald mehr bald minder an, erfindet und vervollkommnet die mannichfaltigen Künste, veredelt oder verschlimmert sich, bewegt Himmel und Erde, und liefert den Geschichtschreibern Stoff zu ihren Annalen.

Auch dieses Bedürfnis hat jedoch seine Grade der Heftigkeit, die mit dem Grade der Kultur, und der klimatischen Wärme im Verhältnis stehen.

In Rom wirkt das Klima auf dieses, wie auf jedes andere Bedürfnis, indem es seinen Stachel mildert. Die politische Lage trägt das ihrige bey, nicht wie in andern Völkern, diesen Trieb zu nähren, zu entwickeln oder zu schärfen, sondern ihn noch mehr zu zäumen und zurückzuhalten.

In der That fällt es in die Augen, daß sich die europäische Staatskunst je länger je mehr vom Kirchenstaat, wie das Meer von seinen Küsten, entfernt.

Zwar bleibt dieser Staat auf europäischen Grund und Boden; allein er ist gewissermassen ausser aller Verbindung mit Europa, und stellt nichts mehr vor. Was dem ganzen

Welttheil eine gemeinschaftliche Bewegung ertheilt, scheint diesen Staat nicht mehr zu treffen: er hat keinen Theil an dem gemeinschaftlichen Verkehr, und an jenem elektrischen Reiben politischer Gewitterwolken, die auf die Reizbarkeit der Nation einen so wesentlichen Einfluß haben, sie unterhalten, verstärken und entwickeln.

Das Bedürfnis zu Wirken, von diesen beiden Seiten her beengt und eingeschränkt, fodert zu seiner Befriedigung keinen so großen Tummelplatz bey den Römern, als bey andern Nationen; das Feld der Philosophie, der Litteratur, der Politik mögen sie nicht bauen.

Ist das Bedürfnis von der ersten Klasse befriedigt, so verthun sie das Wenige, was ihnen noch von überflüßiger Kraft des Daseyns bleibt, im Schlaf; sie verwenden es auf Liebe, auf Thorheiten, auf geistliche Zänkereyen und Processionen.

Nach der Mittagsmahlzeit geht man zu Bett, und schläft bis sechs Uhr Abends. Hernach thut man nichts, oder so gut als nichts. Es wird Nacht; alle Arbeit hat ein Ende, die

Läden werden geschlossen. Männer, Weiber, Mädchen, alles läuft jetzt aus, bis gegen drey Uhr Morgens; man spaziert im Corso, man frequentirt die Conversazionen; man genießt Collazionen, man besucht die Wirthshäuser. Selbst die ernsthaftesten Männer spannen sich ab bis an den Morgen.

Jeder Abend ist ein Fest, wo Amor den Vorsitz hat. Allein dieser Amor ist keiner von den feinern. Sinne sprechen mit Sinnen, und bald verstehen sie sich; oder es verständigt sich auch wohl eine Eitelkeit mit der andern; selten redet Herz und Phantasie mit der Phantasie und dem Herzen.

Nichts ist gewöhnlicher in Rom als Damenglück, so gewöhnlich, daß es Glück zu seyn aufhört.

Die Strenge und Wohlanständigkeit wodurch sich unsere Sitten auszeichnen findet man in den hiesigen, sowohl des Privatmanns als des Staatsbeamten nicht wieder.

Das moralisch schöne ist schlechterdings unbekannt. Alles etwanige Gute verdankt man dem Instinkt, dem Gemeinsinn, der Gewohnheit. Unsere Reitzbarkeit hingegen äußert sich

am

am lebhaftesten im Streben nach jener ästhetischen Vollkommenheit aller Art; daher die Anstrengung des Geistes, der Wetteifer der Seele, die Zweifel des Gewissens; daher die höchste Verfeinerung, die mühsame Ausschmückung unserer Schriften, unsers Gesprächs, unserer Leidenschaften, kurz des ganzen häuslichen und geselligen Lebens. Von dem allen hat Rom nichts aufzuweisen.

Dort besteht das Leben fast durchgehends nur aus Kindheit und Alter; die anderen Stufen fehlen ihm.

Zweyerley ist es indessen, was den Römern einen großen Zuwachs von Glückseligkeit gewährt. Die Religion verdeckt ihnen unaufhörlich das Vergangene durch Absolutionen, und mahlt Ihnen durch ihre Verheissungen die Zukunft stets mit reizenden Farben. Ist das nicht ein glückliches Volk, das am wenigsten fürchtet, und am meisten hoft? Sein Glaube ist stockblind und zugleich von einer Bequemlichkeit die ihres gleichen sucht. Gewissen gottesdienstlichen Handlungen regelmäßig beywohnen, mit andern Worten die geistlichen Schauspiele besuchen, und gewisse

Worte

Worte maschinenmäßig nachbeten, mehr braucht es nicht um des Himmelreichs sicher zu seyn.

Hinweg mit jener strengen Prüfung der Gefühle, der Berichtigung der Begriffe, dem lebenswierigen Kampfe gegen die Leidenschaften! Dieser Künste bedarf der Römer nicht; seine Religion ist so mild und sanft wie die Luft, die er athmet.

Eine mittelmäßige und zwar unbestimmte Reizbarkeit bewahrt ihn vor dem Unglück; er ist selten unglücklich und nie in einem hohen Grade.

Wie die Empfindung des andern Geschlechts bis auf den höchsten Gipfel steigen kann, und der heftigsten Extreme fähig ist, so reizbar aus Schwachheit ist auch der Römer; allein die Triebfedern, die ihn dahin aufspannten, bleiben nicht immer in gleicher Kraft.

Ihr wißt, was vor zweytausend Jahren in Rom geschah. Damals ließ der Ehrgeiz nach, womit das Volk nach der Alleinherrschaft des ganzen Erdkreises gestrebt hatte, und plötzlich, auf einmal spannte sich alles ab; in

in kurzer Zeit war das Alleinreich aufgelöset. Man erblickte die letzten Kaiser, und die ersten Päpste.

Jenes alte Rom war nun das künstliche; das heutige ist ein natürliches Rom.

Solch ein Rom verlangte dieser Boden und dieser Himmel; und so oft sie ungehindert wirken konnten, bewirkten sie dieses Rom.

Die jetzigen Römer werden nie den Grad des Verstandes und der Einbildungskraft besitzen, welcher mit einer Fiberspannung verbunden ist, die in den Sitten wie in den Künsten Ausdruck und Leidenschaft erfindet, und das Erhabene erreicht. Sie müssen sich mit einer niedern Stufe begnügen, die nun Reichthum, und Leichtigkeit und Wortstrom giebt.

Wahres Genie endlich, welches, wenn ich mich so ausdrücken darf, hervorgereitzt werden muß, wird kein Römer mehr besitzen; wenigstens wird es bloßer Zufall seyn, wenn es einem zu Theil wird.

Allein diese Bemerkung darf uns nicht irre führen. Was ein Volk vor andern ziert, ist nicht auch was es beglückt.

Was von einzelnen Menschen gilt, dasselbe gilt auch von ganzen Völkern — die glänzenden Eigenschaften, um die man sie beneidet, machen sie gewöhnlich elend.

Alles zusammengenommen also, sind die Römer jenen mittelmäßigen, friedsamen, unberühmten Menschen ähnlich, deren Schicksal niemand beneidet, die weder liebenswürdig noch nützlich sind, denen man nicht ähnlich seyn, mit denen man nicht leben möchte; die aber dem allen ungeachtet — glücklich sind.

Zwey und achtzigster Brief.

Rom.

Ich warne die allzureizbaren Seelen, die alles fürchten, was sie an die Liebe erinnert, daß sie in Rom die Victorienkirche nie betreten; dort würden sie Berninis Statue der heiligen Therese sehen.

Therese in einer halbliegenden Stellung = = = = der ganze Körper hingegeben = = = = Blicke, Züge, noch mehr die Hände und Füße, schmachtend, lechzend = = = =

Schon erröthet die Phantasie; wenden wir uns hinweg.

Und diese Kirche nennt man die Kirche der *Victoria*, die Kirche des Sieges!

Hat die Leidenschaft den Frieden eurer Seele gestört? So tretet hinan zum Springbrunnen Mosis, und senkt euren Blick auf jene zwey ruhenden Löwen.

Aus ihren halboffenen Rachen stürzen zwey Wasserströme über den Marmor. Die Ruhe dieser Löwen wird euch wieder einwiegen. Dies

Dies ist fürwahr die Ruhe eines mächtigen Wesens! Das ganze Daseyn dieses Thiers hat tiefen Frieden. Wie die Tatze, vor ihm umgebogen, ihrer Krallen vergißt! Wie so ganz wehrlos sie scheint!

Wessen ist das Genie, die Kunst, der Meissel, der diese beyden schwarzen Marmorblöcke zu Löwen belebte?

Die Kunst vermag es, Ruhe darzustellen, nur ist es gewöhnlich die Ruhe des Todes; aber diese Ruhe ist Leben.

Drey und achtzigster Brief.

Rom.

In einem der vorhergenden Briefe sagte ich, die Pfarrer in Rom wären zugleich die Werkzeuge der weltlichen Regierung.

Ihrer sind neunzig an der Zahl, und jeder ist, nach seinem Geschäfte zu urtheilen ein wahrer Polizeycommissär.

Auf die Anklage eines Pfarrers wird man festgenommen und eingesteckt! ich rede vom gemeinen Volk, denn Leute von einiger Bedeutung wissen sich zu rathen; es geht in Rom, wie allerwärts.

Das Volk hat indessen sein Messer, womit es die gar zu despotischen Pfarrer zähmen kann, und auch in der That zuweilen in Schranken hält. Ich kenne einen Pfarrer, der aus Furcht vor dem Messer, nicht wagen durfte ausser Hauses zu gehen.

Allein jetzt ein Beyspiel von weltlicher und geistlicher Tyranney, die in der Macht der Pfarrer steht.

Ein

Ein jeder Katholik muß um Ostern communiciren; bey Strafe — nicht communiciren zu dürfen, bey Strafe der Excommunication.

Bald nach Ostern verfertiget jeder Pfarrer das Verzeichnis der widerspänstigen Pfarrkinder, und übergiebt sie der Regierung. Am Bartholomäustage werden diese Verzeichnisse mit der päpstlichen Excommunication zugleich bekannt gemacht.

Ein Pfarrer führte einst in meiner Gegenwart laute Klage gegen das Aergerniß dieser Gewohnheit. „Was mich betrift,“ sagte er, ich schicke nie ein Verzeichniß ein. Versäumt eines von meinen Pfarrkindern seine Pflicht, so ermahne ich ihn erst ins geheim; lasse ihn sodann an die Kirchthüre laden, und wenn das nicht hilft, laß ich ihn gefangen setzen; dann muß er wohl communiciren. Ich ließ einen voriges Jahr sechs Wochen lang sitzen, am Ende bequemte er sich zum Abendmahl.

Derselbe Pfarrer erzählte mir hierauf ein merkwürdiges religiöses Phänomen. Vor zwey Jahren befahl der Papst eine allgemeine Mission in Rom, mit Ablaß in Menge. Es geschah zur Danksagung für eine ausserordentliche

liche Erndte. Allein in eben diesem Jahre stieg die Anzahl der Nichtcommunicirenden so hoch, daß der Papst sehr weislich die Bekanntmachung der Verzeichnisse verbot, und niemanden excommunicirte. Er besorgte, die große Anzahl möchte Aergerniß geben, und fürchtete sich, sie durch die Bekanntmachung nur noch zu vergrößern.

Sie dulden aber doch immer, sagte ich dem Pfarrer, jenen groben Aberglauben, der hier den Gottesdienst entehrt, und ihn anderwärts um sein ganzes Ansehen bringt. Warum thun Sie das? „Damit wir noch mit demselben ein „wenig Religion im Gange erhalten,“ erwiederte er.

Ich verstehe Sie, rief ich; Sie machen es wie Moliere, der seinen médecin malgré lui zum Besten gab, damit sein Misanthrop nur durchkommen möchte. Der ehrliche Pfarrer lachte, und antwortete mir; dieses Volk „hat ja nur seine Sinne; eine gereinigte Re„ligion würde ihm zu wenig materielles haben. „Es muß seine Religion fühlen, betasten, „sehen können, und dieses kann nur geschehen, „so lange sie mit Aberglauben vermischt ist.“

Ich warf dem Pfarrer seine gränzenlose Nachsicht gegen die Ausschweifung vor. Es ist wahr, sagte er, wir sind gefällig über den Punkt der Liebe; allein es kommt der Religion zu gute; wären wir strenger, so würde man sie ganz und gar verlassen. Mehr als einmal haben wirs mit der Strenge versucht, und es ist uns jederzeit übel bekommen.

Ihr seyd noch immer Heiden, erwiederte ich; ihr opfert der Sonne.

„Ja," der Sonne nnd dem Cälibat. Der Cälibat ist hier so zahlreich, daß man wohl Schonung für ihn haben muß. Es wäre gefährlich, ihn aufs äusserste zu treiben.

Gestern Abend war ich Augenzeuge einer besondern Art von Andachtsübung. Eine erstaunliche Menge Volks kroch auf den Knieen die Stufen der Ara coeli hinan. Jedermann murmelte ein Gebetlein her; der eine wollte in der Lotterie gewinnen; die andere wünschte sich einen Mann; ein junger Mensch verlangte eine Schöne zu erweichen. Mein guter Priester versicherte mich, daß die Gebete des Volks selten einen andern Gegenstand hätten. Ich brach in Gelächter aus. „Was ist es denn

nun

„nun mehr," sagte der Pfarrer! „Wenigstens „geschieht doch während der Zeit nichts schlim„mes, und die Religion besteht." — Ihre Einkünfte nicht zu vergessen, lieber ehrwürdiger Herr!

Vier und achtzigster Brief.

Rom.

An der Decke im Pallast Ruspigliosi hat Guido den Anfang der Morgenröthe allegorisch vorgestellt.

Höret mich an, ihr Schönen, die ihr niemals früh genug aus dem Bette steigt, um Auroren zu schauen.

Noch verhüllt die Nacht das unermeßliche Meer, nur hin und wieder leichtet der Schaum seiner brausenden Wogen. Jugendlich und schön in ihrer Einfalt, in Schleyer von allen Farben, reizende, sinnreiche Bilder der Wolken die sie umschwebten, gekleidet, und Blumen in der Haud, erscheint Aurora plötzlich in der um sie her erröthenden Luft. Sie geht voran, aber zärtlich wendet sich ihr Blick nach ihrem Phöbus, der ihr nicht minder zärtlich folgt. Aurora und Phöbus erreichen einander nie; kaum gestatten ihnen die schönsten Tage einen Augenblick, wo ihre Blicke sich begegnen können! Mitter-

lerweile durchschneiden vier stolze leicht daher trabende Rosse das flüßige Blau des Himmels, welches sich mit Flammen färbt, und ziehen den rosigten Wagen. Aurorens jüngstgebohrne Töchter, die ersten der Horen, der Mutter so ähnlich, so ähnlich jede der andern, fassen sich lachend bey der Hand um den Wagen. Aber zwischen der Göttin und den Rossen schwebend trägt Amor die Sonnenfackel, schwingt sie über dem Weltall, und alsbald leuchtet der Tag!

Schade, daß die Zeit unaufhörlich an diesem schönen Gemälde zehrt, und seine Farben auslöscht. Von Tag zu Tage wird Aurora blasser; schon hat sie nicht mehr ihre Rosenfinger, und bald wird sie uns nur noch einen Wintertag verkünden.

So reizend dieses Bild auch ist, so hat es doch seine Flecken. Aurora ist zu ernsthaft und nicht schlank genug. Die Thränen die an ihrer Wimpern Rande zittern, sind nicht liebevoll genug. Sie sollte durch die Lüfte gleiten und sie wandelt. Die Blumen sind in einen Straus gebunden; ihre Hand hält diese Rosen zu fest, sie läßt auch nicht eine fallen.

La Fontaine hatte Auroren gesehen, als er eine junge Schöne so beschrieb:

> La tête sur un bras & son bras sur la nue
> Laissant tomber des fleurs et ne les semant pas.

Wer erkennt hier nicht Auroren und la Fontaine?

Fünf und achtzigster Brief.

Rom.

Heute verließ ich Statuen, Gemälde, Palläste, Obelisken, und ging in die Gärten der Villa Borghese um vom Staunen auszuruhen.

Seit drey Stunden lebe ich mit der Natur in diesen Gärten.

Eben sah ich eine Heerde niedlicher Rehe vorübergehen. Sie irrten hier umher, auf der Weide. Als sie mich erblickten, hielten alle plötzlich inne; alle zugleich wendeten sie ihre niedlichen Köpfe nach mir; dann plötzlich setzten sie ihren Lauf wieder fort, und zeigten mir unzählige nette, schnelle Füßchen, die über die Blüthen und Grasspitzen des Rasenteppichs hin, wenn ich so sagen darf, den Faden ihrer Flucht mit Vogelschnelle abhaspelten.

Hinauf, zu dieser Höhe! welch ein Anblick! Die ganze Campagna von Rom liegt vor mir, ich staune sie an mit Entzücken.

Wie

Wie? Es wäre nicht zum Entzücken, in dieser unermeßlichen Landschaft alle Abwechselungen des Anbaues zu betrachten; alle Contraste der Farben; zahllose Bauerhütten zerstreut zwischen stattlichen Landhäusern und Lustschlössern; den ganzen Frühling und den ganzen Sommer, oder vielmehr den Punkt, wo beyde an einander gränzen; eine Ferne, die den Himmel mit der Erde vereinigt; flüchtige, veränderliche Umrisse, die auf den zweyten Blick nicht mehr dieselben sind; blauen Nebelduft, der den Abhang der Berge umhüllt; blendenden Schnee, der auf ihren Gipfeln funkelt; und zwischen diesen dämmernden Gestalten, aus dem Vorgrunde heraufsteigende Tannen, Pappeln, Cypressen, welche mitten unter Gräbern und Wasserleitungen emporstreben, und den Horizont durchschneiden?

Doch liebe ich noch mehr dieses abgelegene Wäldchen, wo ich jetzt sitze; allein, und im Gefühl des Alleinseyns; Papier und Feder neben mir; reinen, heitern Himmel über mir: rechts und links die lachendsten und traurigsten Gebüsche; und aus der Mitte dieser grünen Gruppen, die kühnen Porphyrsäulen

die auf ihrem schimmernden Purpurschaft, blendende Marmorbilder tragen.

Willkommener Säulengang! Ich stehe auf und wandle umher.

Dort sind antike Statuen. Das ist Venus; dies Apollo; das ein Faun. Du versteckst dich unter Myrthen? Wohl erkenn' ich dich, Amor!

Hier seh ich Grabschriften auf Marmortafeln gegraben, die in die Mauer eingelassen sind:

„Einem Vater und einer Mutter
„die mich liebten."
Meinem Kinde."
„Der geliebten Schwester,"

In der Einsamkeit dieses reizenden Aufenthalts ist man wie im Schoose der Natur verborgen.

Still ist alles um mich her. Allmählich vernehme ich durch diese Stille ein sanftes, angenehmes Geräusch. Es ist der Zauberklang, der am Abend harmonisch ertönt, von Nachtigallen, die ihre letzten Lieder flöten, von Täubchen die ihre letzten Küsse girren,

von

von Vögeln, die vor der nahen Nacht sich verbergen, von Zephyrn, die dem zitternden Kelch heut entfalteter Blumen entschlüpfen, von allen Gewässern endlich dieses unermeßlichen Gartens, die hier auf Rasen oder über Marmor dahin gleiten, emporspringen und fallen.

Warum kann ich meine Kinder nicht allzumal in diesem Augenblick erscheinen sehen? daß sie herbey liefen; daß ihre theure Mutter ihnen folgte; schöne Mutter; schön durch ihre Tugend und ihre Kinder! daß mein Hertz erklänge von Freude und Seligkeit!

Mit Wohlgefallen säh ich sie, Emanuel und August und Adrian; Fanny, Adele und Leonore, die Gebüsche durchstreifen, auf dem Rasen in die Wette laufen, in alle Schatten des Abends dringen, und auf weichem Moose gaukelnd, die Stelle der Blumen, der Zephyre und Schmetterlinge vertreten.

Komm einen Augenblick mit mir lieber Karl! würde ich sagen, und ihn hinabführen unter jene Lorbeerbäume, vor die Bildsäulen des Brutus, Cato und Cicero; dort würde ich suchen, seine junge Seele anzufeu=

feuern, indem ich mit Hülfe dieser Marmorbilder von den Seelen dieser großen Männer mit ihm spräche.

Doch was träum' ich diesen allzulieblichen Traum? Uns trennt ein Raum von dreyhundert Meilen, eine Zeit von mehrern Monathen ......

Die Nacht bricht herein. Auf der Spitze dieser Obelisken ruht noch der letzte Schimmer des Tages; auf der Stirne dieser Venus ist er schon erloschen.

Ich überlasse es andern, die Architektur, Kunstwerke, in Marmor, Alabaster und Erz, die Gemälde, die ganze Pracht und den ganzen verschwenderischen Aufwand der berühmten Villa Borghese zu beschreiben; ich rede von ihren Waldsängern, ihren Rasen, ihren Tauben, ihren Heerden von Rehen und Dannhirschen, und vor allem von der Stille und dem Frieden ihrer einsamen Gärten.

Holder Friede! wohne in meinem Herzen, wie in diesem Bezirk; folge mir durch das Gewühl menschlicher Leidenschaften, durch das Heer der Uebel, die man theils duldet,

theils andere leiden läßt, und entferne von mir den geheimen Kummer, die unausbleibliche Qual eines jeden, welcher über Menschen und Dinge richtet, welcher richtet über Leben und Tod.

Sechs und achtzigster Brief.

Rom.

Noch hab ich Euch von der Sankt Peterskirche kein Wort gesagt, weil es unmöglich ist, in irgend einer Sprache nur Ausdrücke zu finden, um ihrer würdig von ihr zu reden. —

Der Platz vor dieser Kirche ist einer der schönsten Plätze in Europa.

In der Mitte eines Vorhofes von unermeßlichem Umfange, von einer kreisförmigen Halle umschlossen, die auf vierhundert königlichen Säulen zweyhundert kolossalische Statuen trägt; zwischen zwey prächtigen Wasserbecken, die von Erz und Alter schwarz geworden sind, und wo Tag und Nacht ein ewiger Strom fließt und rieselt, sprudelt und wieder plätschernd herab fällt, erhebt sich majestätisch und stolz ein herrlicher Obelisk von Granit, in Egypten gehauen, und von Sixtus dem fünften errichtet.

Es

Es ist eben kein Wunder, daß die St. Peterskirche ein so erstaunliches Gebäude geworden ist. Der erste Entwurf dazu rührte von der Eitelkeit Julius des zweyten her, der aus seinem Grabmal einen Tempel machen wollte. Leo der Zehnte unternahm den Bau, um aus den Meisterwerken aller schönen Künste Ein großes Meisterwerk zu bilden, und nach mehrern Jahrhunderten vollendete ihn Sixtus der fünfte, der alles vollenden wollte.

Dieses Gebäude ist eines der weitläuftigsten die wir kennen. Es theilt den vatikanischen Hügel in zwey Theile, es bedeckt den Cirkus des Kaisers Nero, auf den es gegründet ist, und ist das Ziel jenes berühmten Siegesweges, der aus der ganzen Welt nach Rom führt.

Das Entzücken ist unbeschreiblich, womit man zum erstenmal in die Peterskirche tritt und nun auf diesem weit ausgebreiteten Pflaster steht, umringt von ungeheuern Pfeilern, Säulen von Erz, von so vielen Gemälden und Bildsäulen, von Mausoleen und Altären, unter diesem Dom, — hier, wo der Stolz

der

der größten Päpste, und der Wetteifer aller schönen Künste unaufhörlich seit einigen Jahrhunderten in Granit und Gold, in Marmor und Erz, und auf der Leinwand alles hinzufügt, was die Größe und Pracht des Ganzen erhöht, und seine Dauer verewigt.

Es wäre möglich gewesen einen größern Steinhaufen, auf größerer Oberfläche, höher aufzuthürmen. Aber aus so vielen kolossalischen Theilen ein Ganzes zusammensetzen, welches nur groß, aus so viel schimmernden Reichthümern ein Denkmal bilden, das nur prächtig scheint; und unzähligen Theilen Einheit geben, dies ist das Meisterstück der Kunst, und zum Theil das Werk des Michel-Angelo.

In der Peterskirche hat Michel-Angelo achtzehn volle Jahre seines Lebens zugebracht.

„Es sollen aber doch viel Fehler an dem „Gebäude zu finden seyn.“— Das läugne ich; für das Auge und das Gefühl sind keine da; man muß den Zirkel zur Hand nehmen, und alle Verhältnisse vor den Richterstuhl der Vernunft ziehen, ehe man jene Fehler entdeckt.

Ihr

Ihr nehmt eine Meßruthe um die Größe dieses Tempels zu messen! die ganze Zeit über, die ich darin blieb, dachte ich an Gott und Ewigkeit, das ist seine wahre Größe. —

Es ist unmöglich, hier alltägliche Empfindungen und Gedanken zu haben. —

Und welch ein Schauplatz wäre dieses nicht für die Beredsamkeit der Religion? Ich möchte wohl, daß einst mit feyerlichem Pomp, eine Stimme, wie Boßuets, plötzlich ertönte, daß ihr Donner die tiefe Stille durchbräche, von Gräbern zu Gräbern rollte, und durch alle Gewölbe wiederhallte; daß sie auf eine Versammlung von Königen hier das höchste Wort des Königs aller Könige herabfallen liesse, und dem aufgeregten Gewissen dieser blassen, zitternden Fürsten Rechenschaft abforderte, von allem Blut und allen Thränen, die in diesem Augenblick durch ihre Schuld auf Erden rinnen!

Sieben und achtzigster Brief.

Rom.

Es bleibt mir noch etwas von den Römerinnen zu sagen übrig; denn, wie Ihr wißt, in der Geschichte der Cultur hat das Capitel der Weiber drey Hauptpunkte: Gestalt, Galanterie und Putz. Vom Putz der Römerinnen habe ich Euch noch nichts geschrieben.

Die Römerinnen sind noch wie die Genueserinnen und wie überhaupt alle Italiänerinnen sehr gröblich unwissend in der weitläuftigen und wichtigen Materie des Putzes; in der grossen Kunst, den Putz der Kleidung, und beides der Statur, den Zügen, dem Teint, dem Alter, der Morgen- oder Abendstunde anzupassen; der Kunst, durch Abstufungen zu mildern, durch Schattirungen zu verbinden, durch Kontraste zu heben; der Kunst endlich, die soviel Verstand und Aufwand erheischt, ein Weib zum Siege der Eitelkeit, der Coquetterie oder der Mode vollkommen auszurüsten.

Ich

Ich begreife, daß eine Beschuldigung dieser Art, welche der Ehre des römischen Frauenzimmers in ganz Frankreich und zumal in Paris so nahe tritt, nicht ohne Beweise vorgebracht werden darf. Wohlan denn! in wenigen Worten, hier ist der Beweis.

Soll ich es heraussagen? Wird man es glauben können? Alle Weiber in Rom, die reizende Rosalinda nicht ausgenommen, ja alle Weiber in Rom, sage ich, — tragen Perücken.

Ihre Coquetterie bringt ihrer Trägheit dieses Opfer. Täglich, nach dem Mittagsmal, schlafen sie bis sechs Uhr Abends, und verwandeln die Mitte des Tages in eine zweyte Nacht. Diese Gewohnheit, der sie nicht entsagen können, führte sie bald zu jener Verstümmelung. Zweymal im Tage die Architektur des ganzen Kopfs von Grund auf zu bauen, war eine viel zu starke Forderung an ihre Indolenz; lieber geben sie alle geduldig ihr schönes Hauptthaar der Scheere preis.

Die Römerinnen sind gewohnt Weiß aufzulegen, wenn sie geputzt seyn wollen. Die

Ita-

Italienerin will also eine Lilie seyn; und die Französin wäre gern eine Rose.

Zu Weibern schuf sie die Natur!

Was soll uns der Flor, die gemachten Blumen, die künstliche Frisur? Gab ihnen nicht die Natur das schön gelockte Haar? — was rothe Schminke? Sie gab ihnen ja das zarte Gefühl der Schamhaftigkeit. — Weiße Schminke gar! und sie legte Zärtlichkeit in ihren Busen!

Die Eitelkeit des Putzes, dieser Undank gegen die Natur, geht indessen bey den Weibern ins hohe Alterthum zurück. Schon vor zweytausend Jahren machte Properz seiner Cynthia darüber einen Vorwurf.

Acht und achtzigster Brief.

Rom.

Morgen gedenke ich nach Neapel abzureisen, aber ich komme wieder und nehme dann Abschied von Rom.

Ich kann es indessen nicht länger aufschieben, vom Kardinal Bernis und dann vom Papst noch ein Paar Worte zu sagen. Vom Kardinal Bernis, und dann vom Papst: in dieser Rangordnung spricht man von ihnen hier.

Der Kardinal von Bernis war überall an seinem Platz und fast überall glücklich; auf dem Parnaß bey den Musen; am Hofe bey den Königen; im Boudoir bey den Grazien, im Vatikan bey den Päbsten; in seinem Hause zu Albano bey sich selbst.

Ueberall fand er in seinem Verstande und in seinem Charakter, überall schöpfte er aus diesen Quellen, für jede seiner Lagen Talente oder Tugenden.

Al-

Allen Reisenden aus allen Welttheilen steht sein Haus offen. Er sagt selbst, er halte den Gasthof von Frankreich an einem Scheidewege in Europa. Die Kardinäle sieht man fast nirgends als an seinem Tisch. Sie treiben den Geiz so weit, diese Herren, daß sie ihm sogar seine Pracht und seinen Aufwand verzeihen.

Man hatte mir sagen wollen, daß man ihn durch die Erinnerung an seine Verse in Verlegenheit setze. Das konnte wahr seyn, eh er Kardinal geworden war; allein ich bin Zeuge, daß er die Musen und die Nachwelt richtiger beurtheilt. Ich habe ihn mit guter Art, und sogar mit Dankbarkeit vom Verfasser der vier Jahrszeiten und vom Abbe de B. sprechen hören.

Der Kardinal von Bernis besitzt die Gabe jedermann mit ausnehmender Leichtigkeit zu empfangen, und im Umgang ist er sich immer gleich. Er erzählt sehr viel und schnell; aber nie glaubt er, die witzigen Einfälle selbst erfunden zu haben, die er wieder erzählt.

Man will bemerkt haben, daß sein Geist ein wenig stumpf geworden ist, oder wenigstens et-

etwas von seinem Glanz verloren hat. Das glaube ich nicht; vielmehr glaube ich; daß er sich bisweilen nur des Vorrechts bedient, welches man Männern von Verstand deren Ruf entschieden ist, gern zugesteht; er überhebt sich der Mühe, oder der Eitelkeit, oder: der Thorheit seinen Verstand zeigen zu wollen etwa wie ein tüchtiger Kämpfer, der hinreichende Beweise seines Muths gegeben hat, manchmal einer Gelegenheit zum Schlagen ausweicht.

Von allen Vorurtheilen scheint er so rein, wie von allen Anmassungen. Geburt, und Ehre und selbst der Kardinalshut sind in seinen Augen nur Gaben des blinden Glücks.

Nicht leicht ist jemand in Rom so geliebt wie er, und zugleich so ausserordentlich geehrt. Wer sich ihm nähert, tritt befriedigt zurück; denn er ist so billig! Alles was ihn umgiebt ist glücklich; denn er ist so gut!

Der Papst? — Der Papst geht täglich hin, Sankt Peters Füsse zu küssen; er ist selbst nach Wien gegangen, um vor dem Kaiser die Sache der Mönche zu betreiben; er läßt die Pontinischen Sümpfe austrocknen;

er bereichert das Museum von Klemens dem Vierzehnten; er verbessert die peinliche Gesetzgebung; sein Neffe hat sogar einen ungeheuren Proceß verloren; er will durch sich selbst herrschen, und will vor allem, daß man es glaube; doch hat er kürzlich einen Mann von seltenem Verdienst zu seinem ersten Minister gemacht. Seht, dies ist Pius der sechste.

Das Volk weidet sein Auge mit immer neuem Wohlgefallen an diesem schöngestalteten Papste. Schönheit ist kein geringer Vorzug eines Fürsten. Schon sein Gesicht muß herrschen.

Neun und achtzigster Brief.

Rom.

Ich komme aus der Kirche des S. Onuphriusklosters. „Und was habt Ihr zu „St. Onuphrius gemacht?" — Ich habe alle Nichtigkeit des Ruhms, allen Eigensinn des Glücks, alle Leiden des Genies gesehen; das heißt; ich habe die Asche des unsterblichen Dichters betrachtet, den die Natur im siebenden Jahr schon Verse zu machen drang, der im dreyßigsten sein befreytes Jerusalem vollendete, und der treulich liebte bis ins Grab! Ihn, der den größten Theil seines Lebens am Hofe, oder als Verbannter, oder in Ketten zubrachte, bald als ein Mann von Genie, bald als Wahnsinniger behandelt, und plötzlich, am Schluß seiner Laufbahn durch den Eigensinn der Glücksgöttin berufen ward, um sein schneeweisses Haar auf dem Kapitol noch krönen zu lassen. Ja wohl eigensinniges Glück! denn am Vorabend seiner Krönung ward er im Kloster St. Onuphrius begraben!

TORQUATI TASSI
OSSA HIC JACENT.

„Hier liegen Tassos Gebeine.“ Diese Inschrift ist des Tasso würdig. Mit dem Ende derselben ehrten die Mönche sich selbst, die ihm ein Grabmal setzten: *Hoc, ne nescius esset hospes, fratres huius ecclesiae posuerunt.* „Wisse Fremdling; die Brüder dieses Klo„sters errichteten dieses Denkmal.“ Sie wußten also doch den Werth eines großen Mannes zu schätzen.

Man hat vorgegeben, Tasso sey wahnsinnig geworden, allein er hatte nie einen andern Wahnsinn, als allzugroße Reizbarkeit der Empfindung, und überwiegendes Genie. Von je her gab es Grosse dieser Erde, und mittelmäßige Köpfe, die sich freysprechen von der großen Männern schuldigen Bewunderung und Achtung, indem sie mit schamloser Stirne das Gefühl, Wahnsinn, und das Genie Verrücktheit nennen.

Wird man sich wohl den Grad des Elends vorstellen können, wohin das Schicksal einen Tasso hinabstieß? dieselbe Hand, die Arminden und Herminien, Clorinden,

Bo-

Bouillon und Tankreden gezeichnet hatte, schrieb heimlich, in einem finstern Kerker, mit Ketten beschwert: Es ist nicht „genug, verbannt und selbst eingesperrt, „zur Krankheit, zur Einsamkeit und Stille „verurtheilt zu seyn: auch das Schreiben „verbieten sie mir."

Rührend ist diese Klage des Tasso, wie die Strenge gegen ihn unbarmherzig war. Dem Tasso hatte man das Schreiben untersagt!

Ihr mittelmäßigen Köpfe! dies war Tassos Schicksal. O verzeiht doch endlich dem Verdienst.

Neunzigster Brief.

Rom.

Ich muß Euch das Schicksal der Juden in Rom erzählen.

Es ist elender noch in Rom, als anderwärts.

Ihre Anzahl beläuft sich auf etwa sieben tausend. Sie dürfen nur eine bestimmte Gegend der Stadt bewohnen, wo man sie alle Abende, für die Nacht einsperrt.

Wöchentlich müssen die Unglücklichen eine Predigt anhören, wo ein Missionar sie mit Schimpfreden überhäuft, und wenn sie es ein wenig an der gehörigen Aufmerksamkeit ermangeln lassen, ein Sbirre Prügel regnen läßt.

Der Jude, welcher die Predigt nicht anhört, zahlt eine Geldbuße.

Entfährt einmal einem Juden der Ausdruck: ich will Christ werden, so wird er sogleich auf zwey Jahre zu den Catechumenen geschickt. Gereuet es ihn in der Folge noch

so sehr, desto schlimmer für ihn; seine Zeit muß er aushalten.

Man kann sich leicht vorstellen, welchen Kummer und welches Elend die Juden in Rom erleiden. Ihr Elend gränzt unmittelbar von einer Seite an Bekehrung, von der andern an den Tod.

Wie sonderbar! man verfolgt die Juden, daß sie das Christenthum annehmen sollen, um es auszubreiten, und gleichwohl, wenn die Verfolgung ihren Zweck erreichte, wäre das Christenthum gestürzt. Der Glaube des Christen bedarf des jüdischen Unglaubens.

Man frägt: Wenn werden sich die Juden endlich zum Christenthum bekehren? Ich frage wieder: Wenn bekehren sich denn die Christen zur Toleranz?

Christen! Wenn werdet ihr aufhören, euch der Gerechtigkeit Gottes anzumassen; ihm vorzugreifen?

Ihr Elenden! Ihr führt immerwährende Klage über das Schicksal, über den Himmel, über Menschen und Könige! So denkt doch erst an die Juden.

Ein und neunzigster Brief.

Rom.

Die gottesdienstlichen Feyerlichkeiten sind in Rom sehr häufig, aber ohne alles Interesse, ohne Würde, ohne Anstand, ohne Pomp.

Die Procession am Frohnleichnamsfeste hat schlechterdings keinen andern Glanz, als die Gegenwart des Pabstes, und des Pöbels.

Alle Mönche, alle Pfarrer, alle Prälaten, alle Kardinäle, alle Büssenden, alle Kollegiaten sind bereits in der Peterskirche versammelt, und man stellt sich in Ordnung zur Procession. Mittlerweile spatziere ich in der Kirche umher, und dränge mich im Wirbel der Menge. Das ist ein Gemurmel, ein Lärm, eine Verwirrung! Wogen von Menschen stürmen herein, Wogen von Menschen strömen hinaus; Andächtige dringen sich um Saykt Peters Füsse, und zanken sich um das Glück sie zu küssen. Personen jedes Alters und jedes Geschlechts knien um die Beichtstühle, wo die Mönche sitzen, und ihnen die

Ab-

Absolution für kleine Sünden ertheilen; Jünglinge und Mädchen in ganzen Haufen irren zwischen den Gräbern hin, gaukeln und schwatzen von Liebe. Engländer messen mit ernsthafter Mine die Pfeiler: Franzosen flattern umher, und sprudeln Witz, Deutsche erstaunen auf den Thoren von Erz der ersten Kirche in der Welt, die geilsten Gemälde zu erblicken. Abbe's in Reih und Glied geordnet halten inne, neigen sich zur Erde, und schmeicheln den Kardinälen, die zwischen ihnen hingehen, den Kopf aufwerfen, und die Protectionsmine annehmen. Endlich erscheinen auch Bettler, und suchen durch Nacktheit und offene Wunden den Mitleidigen zu überraschen, oder den Eklen aus der Fassung zu bringen.

Jetzt giebt man das Signal, und der Umgang beginnt; voran ziehen schmutzige Büßende; ihnen folgen schmutzige Mönche, und schmutzige Pfarrer, und tausende von schmutzigen Leuten aus der niedrigsten Volksklasse, in schmutzige Leibröcke gekleidet, jeder eine Fakel in der Hand; auf ihrem Zuge erregt ihre poßierliche Kleidung überall ein allge-

allgemeines Gelächter. Endlich folgen die Prälaten, die Kardinäle und der Pabst.

Am Fuße der Treppe von einer Galerie findet der Pabst seinen Militair-Etat, der ihn empfängt, und das Hochwürdigste, welches auf ihn wartet. Bey Trompetenschall geschieht alsbald die Vereinigung beider Mächte, Pabst und Monarch ist Eins; Krone und Thiare schmelzen zusammen; der Priesterkönig steigt auf eine Bühne, setzt sich vor dem Hochwürdigsten, doch so, daß vermöge seiner Stellung, und der Lage seines Ornats, er zu knien scheint. Ein Dutzend handfeste Kerle, die unter der Bühne verborgen sind, heben sie auf und tragen sie. So zieht der Pabst hin, das Hochwürdigste in seinen Händen emporhaltend, die Augen gen Himmel gekehrt, und mit frommen Thränen erfüllt, wahrhaft majestätisch und ehrwürdig. Das Volk murmelt hinten drein. „Seht doch, „wie der Pabst so frisch aussieht!“ Das Militair folgt zu Fuß und zu Pferde.

Jetzt kommt die Prozession wieder in die Kirche zurück. Die tausend Fackeln stellen sich in doppelter Reihe entlangs dem ganzen

Schif und rund um den Hauptaltar. Der Pabst steigt ab, geht durch die Reihen, betritt die Stufen des Hochaltars, setzt das Hochwürdigste hin, kniet nieder, steht wieder auf, und giebt den Segen. Alles ist nun vorbey.

Eine Procession von dieser Art nimmt sich in Frankreich weit besser aus. Wenigstens begleitet und ziert sie die Andacht. Hier hingegen bemerkt man kaum unter der Menge von Prälaten und Kardinälen einige Gesichter, mit dem wahren Ausdruck der Religion, der zugleich Eindruck macht. Das hiesige Volk kennt aber auch kein Muster des Idealischschönen, welches die Phantasie, die Vernunft und das Gefühl beschäftigte, nach welchem alle Stände und Geschlechter und Alter ihre Sitten, ihr Betragen und ihre Sprache bilden könnten.

Welch ein Abstich dieser Religionsfeyer des neueren Roms, gegen die gottesdienstlichen Feste des alten Roms, wo Priester mit Lorbeer gekrönt, Priesterinnen mit Myrthenkränzen, Jungfrauen mit Blumen geschmückt, Auguren, Flamens, Vestalinnen der Kern der Jugend, und die ehrwürdigsten der

Welt=

Weltüberwinder, in langen fliessenden Gewändern mit Gold und Purpur schimmernd, zum Schall des Sistrums, der Hörner und Pauken, die festlichen goldnen oder elfenbeinernen Statuen der Juno, Cybele, Ceres, und die des Jupiters begleiteten, welche von den Trophäen, und der ganzen Beute Asiens umgeben, auf Siegeswagen mit Leoparden und Löwen bespannt, in hoher Würde vom Kapitol hinab, im Gefolge jenes Volks von Königen, in dessen Haufen Könige unbemerkt sich mischten, durch alle Straßen der Hauptstadt des Erdenrunds, unter Triumphbogen, vor den Bildsäulen großer Männer, vor den Pallästen der Cäsaren, nach dem Marsfelde, oder nach dem Forum, oder ins Pantheum zogen, und wie sie daher kamen im vollen Glanz römischer Größe und römischer Religion, nicht mehr Bilder, sondern die Götter selbst zu seyn schienen, die vom Olymp zur Erde gestiegen, sich zu den Menschen gesellten!

Zwey und neunzigster Brief.

Rom.

Ich bin kein Freund von allegorischen Gemälden, es sey denn der Schleyer durchsichtig und die Verzierung nur sparsam angebracht (*). Die Wahrheit darf sich nur in so fern verhüllen, daß sie desto mehr bemerkt werde. Zuweilen darf sie, jungfräulich bescheiden, nicht buhlerisch, sich schmücken; nur um den Blick auf sich zu ziehen, nicht ihn zu verführen.

Ich habe jetzt eben zwey Gemälde gesehen, wo diese Bedingungen erfüllt worden sind.

Das erste.

Ein alter Mann, mit einer schwarzen über die Ohren gezogenen Mütze, mit trübem, freudeleerem Blick, zählt harte Thaler auf einem

(*) Le Mierre drückt diesen Gedanken sehr glücklich aus.
L'Allégorie habite un palais diaphane.

einem Tisch. Ihm zur Rechten ließt, und meditirt ein Mann von reifen Jahren, mit einem Lorbeerkranz um seine Schläfe, und dem Ausdruck von Ernst. Links lächelt ein Jüngling mit einem Federbusch am Hute, und spielt auf der Guitarre, und vor ihnen, am Fenster öfnet ein anmuthsvoller Knabe mit unbedecktem Haupte lachend einen Käfig und lockt die vorüberfliegenden Vögel.

Nicht wahr! das sind die vier Stufen des männlichen Alters.

Hier das zweyte Gemälde, ein Gegenstück zum vorigen.

Ein kleines Mädchen sitzt auf der Erde, und spielt mit ernsthafter Mine mit seiner Puppe, die es entkleidet. Gleich daneben steht eine jugendliche Schöne, und sieht ihr Bild mit Wohlgefallen im Spiegel, vor dem sie sich schmückt. Ihr zur Seite, in bescheidenem Kopfputz und Anzug sitzt eine Frau von reifem Alter vor einem Arbeitstisch, und stickt, jedoch ohne Uebereilung, ein Tuch; weiterhin am Kamin, halbliegend in einem großen Lehnstuhl, hustet und brummt ein

altes

altes Weib, mit verschrumpftem Gesicht, eine Brille, und ein Buch auf ihren Knien.

Die vier Stufen des weiblichen Alters sind hier nicht zu verkennen.

Drey und neunzigster Brief.

Neapel.

Neapel sehen, sagt der Neapolitaner, und dann sterben; ich sage aber: Neapel sehen, und dann leben.

Vor Neapel, achtzehn italienische Meilen in See, erblickt man die Insel Caprea — Abscheulicher Tiberius!

Zwey Reihen von Hügeln umfangen das Meer, und scheinen sich bis gegen Caprea zu erstrecken, um den Schiffen die Durchfahrt zu verschließen.

Jeder dieser Hügel ward auf gleiche Weise von der Natur und der Kunst begünstigt; wenn jener sich brüstet mit Portici, dem Herkulanum, Pompeja und einer Menge von Landhäusern, so prangt dieser mit der schönen Promenade, und dem treflichen Damm von Chiaja, Villa Reale und mit unzähligen Pallästen.

Ueber einem dieser Hügel erhebt sich der rauchende Gipfel des Vesuv; aber der Lorbeer

am

am Grabe Virgils sproßt und grünt auf dem andern.

Jenes Schloß welches mitten ins Meer hinausragt, die Palläste entlangs dem Strande, die Hügel über dem Meere, der Vesuv, dessen zurückgeworfener Schein die Wogen in Flammen verwandelt, die Barken hin und her schwimmend auf dem spiegelglatten Meer, die Winde die es kräuseln, die Insel Caprea die den Horizont begränzt, und denn Tag für Tag noch die Sonne, die von einem Ufer zum andern hinüberrollt . . . . . Das sind Gemälde, und Lagen und Zauberwerke, die sich unmöglich darstellen lassen.

Kaum bin ich in Neapel angekommen, so begreife ich schon, daß Virgil sein Lehrgedicht vom Landbau hier verfertigen mußte; ich begreife, daß man mit feinem Gefühl begabt, diese Stadt einer schönen Jungfrau vergleichen, und Parthenope nennen konnte; ich begreife endlich, warum sie den Beynamen der Müssigen erhielt. Was hat man anders in Neapel zu thun, als zu geniessen, und zu leben?

Vier und neunzigster Brief.

Neapel.

Das Schloß von Capo di Monte verdient seinen Namen, aber nicht seinen Ruhm.

Eines Tages fiel es einem Könige von Neapel, ich weiß nicht mehr welchem, ein, auf dem Bergrücken, an den sich Neapel lehnt, ein Schloß hinzustellen. Man gräbt, schleppt Steine hin, behaut sie, mauert und vollendet den Bau. Jetzt erst wird man gewahr, daß dieses ungeheure Gebäude auf einem Steinbruch ruht, und um es vor dem Einsturz zu sichern, wird eine herkulische Arbeit unternommen. Nun steht das Schloß, und man entdeckt, daß in der ganzen Gegend kein Wasser ist, daß der Weg hinauf zum Schlosse für Kutschen unbequem ist, daß es von allen Bedürfnissen fern und entblößt da liegt. Es wird also verlassen. Nur stellt man hie und dort eine Handvoll Bücher in die Zimmer, man hängt einige hundert Gemälde an die Wand; man verwandelt einen

Saal

Saal in ein Medaillencabinet, und siehe da! das Schloß ist ein Museum. Ihr lacht? Habt ihr schon das Louvre fertig gebaut?

Das Schloß zu Capo di Monte verdiente schwerlich, daß Fremde sich die große Mühe gäben, zur Besichtigung desselben die Erlaubniß zu erhalten, wenn nicht die Danae des Titian und einige Stücke von Corregio sie hinlockten.

Danae ist zwar schön; allein Titian zeigt uns immer nur dasselbe Weib, bald als Venus, bald als Danae, bald unter einem andern Namen. Hatte Titian nur ein Weib gesehen, oder liebte er nur Eine?

Wie dem auch sey, bisher ist er in meinen Augen der einzige Maler, der die menschliche Natur wahrhaft gemalt hat. Andere zeichnen sie nur, ein wenig besser oder schlechter, und illuminiren dann ihre Zeichnung.

Die Einbildungskraft ist es nicht allein, die in Titians Gemälden ächte Menschennatur wiederfindet; das bloße Auge findet sie schon, das Auge, sage ich, ohne Beyhülfe des Gedächtnisses oder der Uebung; denn Men-

schennatur ist wirklich da. Die Nachahmung ist so vollständig, daß sie nicht einmal täuscht.

Wer mit solcher Treue die Menschennatur darstellen konnte, wie andere den Himmel oder das Wasser oder Blumen malen, der hätte eine empfänglichere Einbildungskraft besitzen sollen; und Himmel! welche Gemälde hätte er dann zu Stande gebracht!

Titian wußte aber ungleich besser den Körper als die Seele zu fassen; die Sprache der Leidenschaft verstand er kaum, er wußte sich nicht darin auszudrücken.

Diese Gabe hatte die Natur dem unvergleichlichen Corregio aufbewahrt. Welch einen durchdringenden Sinn hatte er nicht insbesondere für die Zärtlichkeit? Auf diese liebenswürdige Stimmung des Gemüths ließ er gleichsam alle übrigen ausströmen, sie war bey ihm der Grund aller andern. Von allen Personen, die er in seinen Gemälden schilderte, kann man sagen, sie haben geliebt, oder noch lieben sie.

Wie zutraulich lächelt dieses Kind! Wie wahr lächelt dieses Mädchen! Wangen und

Mund

Mund dieses reizenden Mädchens (gebt wohl Acht!) entfalten sich.

Auf dieser ruhigen Stirne schimmert eine Seele voll Zärtlichkeit durch; und auf diesen beweglichen Zügen verfolgt der Blick eine Seele voll Liebe.

Dieses schöne Kind möchte ich küssen, und auf meinen Schoos nehmen.

Was ists für ein Zauberer, der das Herz vor Corregios Gemälden so erweicht und rührt, mit sanftem Wohlgefallen es erfüllt? Indem man sie verläßt, denkt man an alles, was einem theuer ist.

Andere Maler haben mit Phantasie, Verstand und Gedächtniß, — mit dem Kopfe gearbeitet; Corregio arbeitete mit dem Herzen. Seine Arbeit heißt nicht Composition; sie heißt Ausdruck, und Malen heißt bey ihm lieben.

Ich kann sein reizendes Bild der heiligen Katharine, der Jungfrau und des Jesuskindes nie vergessen.

Wer könnte auch wohl dieses einnehmende Mädchen vergessen? Mit welcher zärtlichen und dennoch ehrerbietigen Wohlgefälligkeit

bittet sie das göttliche Kind! Man sieht, sie betet, blos um des süssen Vergnügens willen, zu beten; denn beten ist ja auch lieben! Freywillig kniet sie da; ihr Herz ists, welches ihre Hände faltet. Das Kind blickt lächelnd seine Mutter an; die Mutter betrachtet das Kind und lächelt. Wo ist die Sprache, die das zwiefache lächeln malt?

Daneben hängen Schlachten, Feuersbrünste und Bacchanalien, an denen der Blick mit Verachtung vorübereilt, um auf Guidos Magdalene oder Albanos Rahel zu ruhen.

Die schönen Gesichter; die schönen, himmlischen Gesichter! Jungfräulichkeit in den Augen, auf den Lippen und der Stirne der jungen Rahel! Dieses Bild der Unschuld, zu lange beteachtet, könnte der Unschuld selbst gefährlich werden.

Ihm zur Seite sieht man einen Amor von Guido; nackt liegt er und schläft, und ist so reizend! Dicht bey ihm, nach Art der Alten liegt ein Todtenkopf, und liegen Rosen.

Ich fand hier auch mit Vergnügen etliche Gemälde vom Schidone, einem Schüler

Corregios, in dessen meisten Werken der Geist seines Meisters hervorleuchtet, in einigen sogar sein Gefühl.

Wie wenig fehlt nicht, daß dieses reizende Bild der Milde, welches Schidone gemalt hat, dem Corregio zugeschrieben werden könnte!

Grazie und Güte bezeichnen das junge Weib, die jenen armen Kindern Brod austheilt. In den Kindern ist lauter Aufmerksamkeit und Freude.

Die Venus des Caracci mag ich nicht; seinen Tod des Tankred mag ich nicht; seinen Rinaldo, und seine Armide mag ich nicht. Caracci behandelt das alles als Geschichtschreiber, und hätte es als Dichter behandeln sollen.

Er hat freylich die Liebesgöttin mitten unter alle Amoretten gestellt; allein keiner von allen begleïtet sie.

Wie materiell das alles ist! Es giebt Gegenstände, die man kaum denken darf, um sie gut darzustellen, nur träumen muß man sie.

Hier sind eine Menge Handschriften, die gesehen, nicht gelesen zu werden verdienen, un-

unter andern ein Amt der Jungfrau, auf Pergament, mit Miniaturcopien der Gemälde der berühmtesten Meister. Sie sind das Werk eines gewissen Clovio. Die Vigneten sind unübertreflich. Man möchte diese Erdbeeren und diese Rosen brechen, obschon sie drey Jahrhunderte alt sind; ein Kind würde diese Schmetterlinge haschen wollen.

Dieses arabische Manuscript ist bemerkenswerth, es ist auf Baumblätter geschrieben.

Einen so grossen Krystallklumpen habe ich noch nicht gesehen; er funkelt mit dem reinsten und brennendsten Feuer des Himmels.

Noch bemerke ich hier allerley Werkzeuge der verschiedenen Künste, deren sich die Otaheitier bedienen, insbesondere eine otaheitische Flöte, die mit der Nase gespielt wird.

Die Medaillensammlung in Kupfer und Gold ist ansehnlich, und wird der florentinischen gleichgeschätzt. Sie dient dazu, die Einbildungskraft, oder vielmehr die Vernunft zu beruhigen, die von Tag zu Tage es schwerer findet, an die Griechen und Römer zu glauben.

Ich

Ich habe diese Münzen mit Vergnügen betrachtet, und bin mit ihnen die Zeiträume, die sie trennen, durchlaufen. Münzen sind gleichsam Pünktchen in der Zeit, auf denen das Gedächtniß ruht.

Auffallend war mir besonders die, welche das Bildniß jenes berühmten Mithridates zeigt, den die Natur mit einem bewunderns-würdigen Körper ausgerüstet hatte.

Die Sammlung von Cameen ist nicht minder kostbar. Diese Cameen sind vollkommene Miniaturen. Wie war es möglich, daß Menschenhände so ins Kleine arbeiten konnten? Auf der kleinsten dieser Cameen, erkennt man den Alexander.

Endlich habe ich noch eine Sammlung von Zeichnungen, Skizzen und Entwürfen der berühmtesten Meister in sechszehn Foliobänden durchblättert. Man beschaut und untersucht mit vielem Vergnügen die Keime der großen Werke des Genies.

Fünf und neunzigster Brief.

Neapel.

Gestern habe ich einen herrlichen Spaziergang gemacht.

Zuerst wallfahrtete ich auf den Berg von Posilippo, zum Grabe Virgils.

Ich fand es in Trümmer zerfallend, unter Dornen begraben, die seine Zerstörung vollenden.

Aus ihrer Mitte geht ein Lorbeerbaum hervor (*).

Ich

(*) Diese Stelle giebt eine schickliche Veranlassung zu der wiederholten Erinnerung, daß es dem Verfasser nicht um eine kritische Genauigkeit in Beziehung auf die Gegenstände seiner Beobachtung, sondern vielmehr um die Mittheilung seiner Gedanken und vor allem seiner Gefühle zu thun ist. Daß jene Ruinen auf Posilippos Hügel je die Asche des mantuanischen Dichters in sich schlossen, mag also immerhin unerweislich seyn: genug, hier war ein gefühlvoller Mann auf der Stelle, wo Virgil gewiß einmal nicht gern

Ich gieng hinein in das Grabmal; ich setzte mich dort auf Blumen, und sagte her die Ekloge des Gallus, und las den Anfang des vierten Buchs der Aeneis, und sprach die Namen Dido und Lykoris aus. Dann schnitt ich mir einen Lorberzweig (*) und stieg hinab mit einem Gefühl, das hier in jeder Brust, wel-

fern gestanden haben kann, um eine Gegend zu überschauen, die er so schön besungen hat; hier überließ sich der Mann allen Täuschungen der langgeglaubten Sage, daß die Urne seines Virgils einst dieses kleine verfallene Denkmal heiligte, allen Erinnerungen an die schöne Seele des Dichters, die noch in seinen Versen lebt, allen Eindrücken, welche die Gegend um ihn her, gestimmt wie er durch Virgilianische Beschreibungen war, auf ihn machen mußte; — und so schwärmte er dann einen Augenblick, wie es erlaubt ist zu schwärmen, nicht finster und stolz, sondern froh und menschenfreundlich; denn auch die Schwärmerey gehört zu den Dingen, deren Art man nur an ihren Früchten erkennt. F.

(*) Nicht von dem Lorbeerbaum in dem Grabe; denn dieser ist nicht mehr; sondern von den Lorbeerstauden, welche das Grabmal von aussen bekleiden. Man sehe die Berliner Monathschrift 1789. Junius, S. 586. F.

welche für Natur und Liebe und Virgil empfänglich ist, laut werden muß.

Indem ich meinen Spaziergang weiter fortsetzte, kam ich durch die Grotte von Posilippo, einen fünfhundert Klafter langen, sehr breiten, durch den Berg gegrabenen Gang der den Weg von Neapel nach Puzzoli um vieles abkürzt. Dieser Weg, der mit Lava gepflastert ist, zeugt von bewundernswürdiger Anstrengung und Beharrlichkeit. Er ist ein Werk der Römer!

Aus der Grotte kam ich in die Felder, die hier mit Pappeln beschattet sind. Diese Pappeln hängen durch Weinranken zusammen, die von ihren Wipfeln sich herabsenken, und unter denen jährlich drey bis vier Erndten aufsprossen und reifen.

Plötzlich öfnet sich mir die Aussicht auf den Absturz eines ungeheuren Berges, und zwischen den Hügeln die von Kastanienwäldern und andern dunkelen Bäumen gleichsam schwarz erscheinen, finde ich ein bezauberndes Thal.

Hier seh ich die Schwefelbäder von San Germano; dort die Trümmer alter Schlösser;

weiterhin die Hundsgrotte; überall im unermeßlichen langen Walde unabsehliche Alleen; endlich, mitten im Thal, im Schlunde eines erloschenen Vulkans einen See, der See Agnano, dessen eine Hälfte eine doppelte Reihe hoher Pappeln begränzt, dessen klares reines Wasser tausende von Wasservögeln bewohnen, beleben, und unaufhörlich durchschiffen.

Ich begab mich zuerst in die Schwitzbäder von San Germano.

In einem hier besonders zum Gebrauch der Kranken errichteten Gebäude, steigen an verschiedenen Stellen stärkere oder schwächere Schwefeldämpfe aus dem Erdboden hervor. Je nachdem es die Art, und der Grad der Krankheit erfordert, bleibt man eine längere oder kürzere Zeit diesen Dämpfen ausgesetzt. Auf diese Weise bedient man sich des trocknen Bades. In einigen Stuben konnte ich kaum athmen. Der Dampf brannte mir die Fussolen. Die Wände sind mit Schwefel überzogen.

Wenige Schritte von diesen Schwitzbädern findet man die Hundsgrotte, eine Höhle im Felsen, wo für drey Personen Platz ist.

Mein

Mein Führer hatte einen Hund mitgebracht. Kaum eröffnete er die Grotte, so wollte das arme Thier entfliehen; aber sein Herr nahm ihn bey allen vier Füssen, und legete ihn auf die Seite nieder. In Zeit von einer Sekunde äusserte der Dunst, welcher hier aus der Erde steigt, seine Wirkung auf den Hund. Er fieng an zu schwellen, ward steif und bekam Zuckungen; schon hatte er keine Bewegung mehr, und war im Begriff zu verscheiden. Man schleppte ihn aus der Grotte in die freye Luft, und er konnte wieder laufen.

Der Versuch mit dem Pistol wollte nicht gelingen. Zwey Zoll hoch über der Erde gieng es los; gewöhnlich geschieht das hier nicht in so geringer Entfernung von der Oberfläche.

Ich lies im Herausgehen aus der Grotte, meine Begleitung zurück, und gieng allein und zu Fuß um den See. Ich setzte mich an sein Gestade, betrachtete seine Gewässer, und indem ich so saß und schaute, sann ich nach.

Mich bewegte der Contrast der seligen Ruhe des sanften Gemurmels, des unmerklichen Kräuselns im Wassers dieses Sees, mit den

Wel

Wellen, und dem Brausen des Meeres, welches ich unlängst verlassen hatte.

Es ward mir wohl in diesem reizenden Grunde. Der Himmel war von einer vollkommenen Schönheit; einige leichte Wölkchen von Silberfarbe milderten sein brennendes Blau. Ich sah ihnen gern zu, wie sie über mir dahin zogen. Schön war die Harmonie der Farben und des Wassers, des Himmels und der Gebirge, und der belebenden, funkelnden Stralen der untergehenden Sonne.

Allen zärtlichen, schwermüthigen Seelen, die nach Neapel reisen, will ich zurufen: „vergeßt nicht hinzugehen, und Euch an das „Ufer des Sees Agnano zu setzen.

Sechs und neunzigster Brief.

Portici.

Portici besuche man nicht wegen des königlichen Schlosses, das weder in Rücksicht der Baukunst noch der äusseren Verzierungen merkwürdig ist; sondern man weide sich an seiner malerischen Lage.

Es liegt auf dem Herkulanum, umringt von grünen Rasen, und von blumigten Gefilden, zwischen dem Vesuv, der über der Stadt raucht, und dem Meere, das zu ihren Füßen schäumt.

Das Herkulanum, der Vesuv und das Meer drohen insgesammt, Portici zu verschlingen: Der Vesuv in seinen Laven, das Meer in seinen Wogen, das Herkulanum in seinen Ruinen.

Auch in Betracht des Säulengangs, den einige Marmorbilder schmücken, verdient Portici einen Besuch; insbesondere bemerkt man daselbst die Statuen zu Pferde des einen und des andern Balbus, diese Denkmäler der

Dank-

Dankbarkeit, oder auch der Schmeicheley; denn zu allen Zeiten hat man auch Unwürdigen Bildsäulen errichtet. Ich kann nicht sagen, daß die Statue des Sohnes mich so entzückte, wie so manchen Kunstliebhaber. Er sitzt sehr natürlich zu Pferde; allein seine Züge sind unedel, er hält sich wie ein Bauer, und das marmorne Pferd, scheint auch weiter nichts, als ein Pferd von Marmor.

Die beiden Cabinette, das eine, welches antike Gemälde, das andere, welches ebenfalls antike Vasen, Werkzeuge und Statuen aufbewahrt, verdienen die größte Aufmerksamkeit.

Ein ganzer Band wäre nicht hinreichend, um alles interessante des zweyten Cabinets zu beschreiben (*).

Jedes Stück dieser Sammlung ist entweder von sinnreicher Erfindung, oder von zierlicher

(*) Der Ritter de Non, vormals französischer Geschäftsträger am neapolitanischen Hofe, besitzt ebenfalls eine kostbare Sammlung von antiken Gefäßen. Sein Geschmack, seine Kenntnisse und Talente sind bekannt. Anmerk. des Verfassers.

licher Arbeit, oder aus kostbarem Stoffe gemacht, und überdieß altrömisch.

Auf die Verfertigung der Lampen verwendeten die Römer ganz besondern Fleis. Die Zierrathen, wie die Gestalten ihrer Lampen sind gleichsam belebt; es sind Thier- und Menschengestalten, mit denen die Einbildungskraft spielte, an denen der Geschmack Wohlgefallen fand.

Diese fiel mir vor andern besonders auf: An einem Ende einer ehernen Tafel steigt ein alter Baumstamm hervor, der schon entblättert da steht, und bald auch seine Aeste einbüßen wird. An diesen Aesten hängen, vermittelst leichter Ketten, in verschiedener Höhe und mit verschiedenen Zwischenräumen, sieben oder acht kleine Lämpchen von Erz, jede von verschiedener Größe und Figur, jede mit bewundernswürdiger Kunst und Zierlichkeit ciselirt.

Eben diese Zierlichkeit und eben diese Kunst bewundert man nicht minder an den größern Leuchtern, den Dreyfüßen, den Lectisternien; unter andern an einem Dreyfuß aus drey Satyrn gebildet, die auf ihren Köpfen

einen großen Kessel tragen. Wirklich athmen sie, und dem Erz ist Leben eingegossen.

Hier finde ich fast alle unsere Ackerbaugeräthe, fast alle unsere chirurgische Instrumente. Die Noth hat doch über den ganzen Erdboden beynah dieselben Künste und dieselben Gesetze geschaffen.

Es ist in der That ein seltsames Schauspiel für Auge und Einbildungskraft, um diese Sammlung von chirurgischen Instrumenten, von Werkzeugen des Ackerbaues, von Küchengeräthen, von musikalischen Instrumenten, von Waffen, von heiligen Opfergefäßen.

Die Form der Vasen, zumal der Becher, ist entzückend schön; man will so gern daraus trinken.

Ich habe mich in eine sella curulis, gesetzt.

Lakrymatorien sah ich hier zum erstenmal, kleine Fläschgen, in denen man Thränen sammlete, welche am Grabe floßen. Heutzutage würde man die Thränenfläschgen wohl kleiner machen müssen; gar keine, ist noch besser. Die Römer übertrieben alles; ihnen war die Natur zu enge geworden, sie suchten von allen Seiten über sie hinaus zu gehen. Der Gedanke

danke der Welteroberung, der erste aller römischen Gedanken, gab allen übrigen den Ton; alles übrige mußte überspannt seyn, um sich zu diesem Gedanken zu schicken.

Unter den Sachen, die man im Herkulanum gefunden hat, sieht man mit Erstaunen Eyer vollkommen gut aufbewahrt, nebst Brod, Waizen, Oel und Wein; imgleichen Röste mit Kohlen und Asche drauf.

Es fällt auf und macht zugleich einen erfreulichen Eindruck, daß diese so vergänglichen Dinge im Herkulanum so vieler Jahrhunderte zerstörender Wirksamkeit entgangen sind. Ein Waizenkorn spottet hier der Zeit, wie die Statuen von Erz, und theilt mit ihnen die ewige Dauer. Darin liegt warlich etwas Großes!

Das allermerkwürdigste und erstaunlichste sind verbrannte Handschriften, welche auch in diesem Zustande noch die Gedanken aufbewahren, die man durch sie verewigen wollte. Das Feuer ist bey ihnen stehen geblieben, und hat ihnen genau so viel Stoff noch übrig gelassen, als zur nothdürftigen Erhaltung ihres Daseyns unentbehrlich ist. Allein wie ist es möglich diese Gedanken herauszulesen; ihren

Zu-

Zusammenhang, den das Feuer unterbrochen hat, wiederherzustellen?

Das Mittel ist wirklich entdeckt; es erfordert nur eine Geduld, die alle Begriffe übersteigt, eine ausnehmende Geschicklichkeit und viele Jahre. Unmerklich, mit unendlicher Behutsamkeit und Langsamkeit wickelt man eine Lage von Asche auf; und indem man sie aufwickelt, folgt hinter ihr ein dünnes Blättchen Papier, legt sich daran und klebt sich fest. So empfängt das Papier allmählig eine Zeile nach der andern, und manchmal hat man nach Verlauf eines Monats eine ganze Seite gewonnen.

Welch ein ungeheurer Grad der Sorgfalt wird nicht erfordert, damit diese Asche, in dem Augenblick, da man sie berührt, sich nicht verwirre, damit die Zeichen der Gedanken ihre rechten Plätze behalten, ohne welche ihr Daseyn verloren ist!

Die verbrannten Handschriften sind die einzigen, die sich erhalten haben; jene, die das Feuer nicht berührte, sind zerfallen.

Man hat bereits eine griechische Schrift über die Tonkunst auf diese Art wieder vom Tode erweckt. Es hätte damit etwas geschwin-

der

der hergehen können, allein die Regierung ist es, die dieses Geschäft betreiben läßt.

Die meisten Brustbilder und Statuen von Erz sind vom reinsten Geschmack und von der vortreflichsten Arbeit. Der schlafende Faun ist unvergleichlich. Wahrhaftig! er schläft.

Ich bewunderte auch zween junge Ringer. Sie sind gänzlich entkleidet und im Begrif zu ringen. Man fürchtet für sie und vergißt, daß sie von Erz sind. Ich hätte ihnen die Zeile des Roucher zurufen mögen:

Pour des combats plus doux, l' Amour forma vos charmes.

Die Zimmer des ganzen Cabinets sind mit Mosaiken gepflastert, die man in dem Herkulanum ausgegraben hat.

Zuletzt muß ich noch eines der seltensten Ueberbleibsel in dieser Sammlung erwähnen: es sind Bruchstücke eines Ueberzugs von Asche, welche während eines Ausbruchs des Vesuv, ein Weib ereilte und sie gänzlich umhüllte. Diese Asche hat die Zeit zusammengedrückt und erhärtet, dergestalt daß sie zur vollkommensten Form des darin eingeschlossenen weiblichen Körpers geworden ist. Die Bruchstücke dieses

Ueberzugs haben noch genau den Abdruck der einzelnen Theile, auf denen sie gelegen haben. In dem einen sieht man den halben Busen, von vollkommener Schönheit; im andern eine Schulter, in einem dritten ein Stück des Körpers. Zusammengenommen belehren uns diese Stücke, daß dieses Weib jung, von ansehnlicher Statur und wohlgebaut war, ja sogar, daß sie im Hemd entfliehen wollte, denn es kleben noch einige Streifen Leinwand an der Asche.

Sieben und neunzigster Brief.

Salerno.

Ein lieblicher Weg führt von Pompeia nach Salerno

Anfänglich kömmt man über eine Lave, die sich vor etlichen Jahren vom Gipfel des Vesuv bis in das Meer ergoß.

Hernach ist es überall, und zumal jenseits des kleinen Fleckens la Cava, eine Allee, die sich durch ein Feenland schlängelt.

Wie grün sind die Gebirge, und wie vortreflich bebaut! Wie reitzend stehen die zerstreuten Häuser da! Der Reisende kann sich des Gedankens nicht erwehren, daßdas Glück in diesen Hütten wohnt, wenigstens, daß es den Sommer über dort wohnt. Ueberall möchte man sich aufhalten. Unzählige Bäche rieseln verborgen im Gebirge; unzählige Bäche rieseln sichtbar in den Thalgründen; man hört hier nichts als Gemurmel des Wassers und Zwitschern der Vögel. In der Mittagsstunde athmet man

man Abendkühle; der Sommer geht hier nur vorüber.

Schon erblick' ich Salerno.

Wem gehört das schöne Haus so hoch hinauf am Berge? den Mönchen. Und jenes am Abhang? den Mönchen: Und dieses, am Fuße des Hügels? Den Mönchen. So haben die Mönche also ganz Salerno in Besitz?

Salerno hat zehn Mönchsklöster, fünf Pfarreyen, ein Bisthum, zwey Seminarien, ein Domkapitel und zehntausend Einwohner. Es sind so viel Klöster in der Stadt, daß auch nicht ein Schif im Hafen liegt!

Unglückliche, von weißen, schwarzen, grauen, rothen und vielfärbigen Insekten aufgezehrte Stadt! Alle Häuser wimmeln davon. Es wird eine Zeit kommen, da die Italiener ihren Unflath abwaschen, und auch dieses Ungeziefer abschütteln werden.

In Salerno bemerkt man kein sehenswürdiges Denkmal: nur bewundert man die Säulen an der Halle der Kathedralkirche.

In der Kirche selbst sind einige schöne Stücke von halberhabener Arbeit. Eins stellt den Tod

des

des Adonis vor; nicht weit davon sieht man einen sterbenden Christus.

Die Wände um den Hochaltar sind mit manchem Ex-voto behangen, und daneben die schadhaften Glieder in Wachs abgebildet, deren Heilung das Ex-voto bewerkstelligte. Man möchte sagen, hier sey eine Zeitlang eine Mirakelfabrik gewesen.

Die Thorheit, Läufer zu halten, hat sich von Neapel nach Salerno fortgepflanzt. Ich sah hier ein paar erbärmliche Läufer, vor einer erbärmlichen Kutsche mit ein paar erbärmlichen Pferden bespannt, die ein paar erbärmliche Edelleute zogen. —

Wie scheuslich ist nicht das Elend, wenn man es mit Luxus verbrämt!

Acht und neunzigster Brief.

Pästum.

Auf dem Fronton eines Tempels.

Das kann nicht seyn; ich bin nicht in Pästum, nicht in einer Sybaritenstadt.

Die Sybariten werden sich nicht eine fürchterliche Wüsteney zum Wohnsitz gewählt, auf dürrem Boden unter Dorngesträuchen, wo das wenige Wasser, welches sich noch finden läßt, stockend und salzig ist, keine Stadt erbaut haben.

Führt mich in einen Rosenhayn, wie sie noch in Virgils Gedichten blühen (*). Zeigt mir Bäder von Alabaster, Palläste von Marmor. Auf allen meinen Tritten komme Wollust, Anmuth und Liebe mir entgegen; dann werdet ihr mich glauben machen, daß ich in Pästum bin.

Nichts desto weniger ist es wahr, daß die Sybariten diese drey Tempel erbaut haben, in

(*) Biferique rosaria Paesti.

in deren einem ich auf den Trümmern eines zweytausendjährigen Frontons sitze und diesen Brief schreibe.

Sybariten — und Werke von zweytausend Jahren! —

Wie ist es Sybariten (*) möglich gewesen, eine so ungeheure Menge Säulen, von so schlechtem Stoffe, so grober Arbeit, so ungeschickter und einförmiger Maße und Gestalt zu erfinden und aufzurichten?

Die griechischen Säulen haben sonst nicht den Fehler, daß sie die Erde belasten; mit Leichtigkeit stiegen sie in die Höhe, sie schossen gleichsam auf in die Luft. Diese hingegen senken sich durch ihre Schwere ins Erdreich, und stürzen hin. Die griechischen Säulen waren von zierlicher, schlanker Gestalt, sich selbst täuschend wand sich der Blick um sie her. Hier haben wir schwerfällige, auseinandergedehnte Schäfte, die das Auge nicht umspannen kann. Unsere Reisfedern und unsere Grabstichel, die sonst al-

(*) Man sieht wohl, daß hier die gemeine, aber unrichtige Vorstellung von sybaritischer Weichlichkeit zum Grunde liegt. F.

alle Denkmäler zu verschönern pflegen, haben diese Säulen nicht dünner machen können.

Ich stimme denen bey, die an diesen Tempeln keine Meisterstücke der griechischen Baukunst, sondern vielmehr ihre ersten Versuche erblicken. Zu jener Zeit, als die Kunst diese plumpen Pfeiler zu Wege brachte, suchte sie noch die ächten Verhältnisse der Säule.

Laßt uns indes gestehen, daß neben aller Plumpheit dieser Tempel dennoch Schönheiten bestehen können. Sie bieten dem Anblick in der That Einfalt, Einheit, ein Ganzes dar, und diese Schönheiten behaupten immer den ersten Rang. Die Einbildungskraft kann sich fast alle übrigen hinzudenken; diese kann sie nie ersetzen.

Die Ankunft in dieser Gegend hat etwas erschütterndes. Ich ging über öde, verlassene Gefilde, auf einem schauervollen Wege, fern von allen Spuren eines menschlichen Bewohners, entlangs Gestaden, wo ich nur das einsame Meer erblickte. Plötzlich sah ich einen Tempel, dann noch einen, und sogar einen dritten. Ich gehe hinzu über die Grasfläche; ich steige auf den Fuß einer Säule, auf Trümmer

mer eines Giebels; eine Wolke von Raben fliegt in die Höhe; Kühe blöcken im Innersten eines Heiligthums; zwischen den Säulenschäften und den Dornsträuchen zischt ein Schlange und entschlüpft; indes ein junger Hirt, nachlässig an ein Karnies gelehnt, mit seiner Schalmeye die ganze Todtenstille der Wüste erfüllt.

Man denke, wie wild und abgelegen dieser Ort ist: Noch sind es nicht vierzig Jahre, als ein Jäger ein wildes Schwein hieher verfolgte, auf diese Trümmer sties und sie zuerst entdeckte.

Pästum wird jetzt eigentlich nicht von Neapolitanern, sondern gelegentlich von französischen, englischen und russischen Reisenden bewohnt.

Der Eigenthümer des Landes hat sich nicht viel aus der Entdeckung gemacht: er ist ein Fürst. Die Tempel mögen seinetwegen verfallen.

Schade, daß ich sobald wieder fort muß; daß ich diesen Brief schließen muß! Allein die Hitze ist unausstehlich; und nirgends finde ich Schutz gegen sie. Ich sammelte indessen so gern alle Eindrücke, die hier an mir vor-

über streiften, trüge sie gern in meinem Herzen mit mir heim. Laßt mich nur noch in dieser Einsamkeit, in dieser Wüste, unter diesen Ruinen, den unnennbaren Schauer empfinden, der einen hohen Reiz für mich hat. Ich denke mich gern um zweytausend Jahre zurück in die Vergangenheit, in eine griechische Stadt, und mitten unter die Sybariten.

Neun und neunzigster Brief.

Neapel.

Gestern bin ich von Salerno zurückgekommen, wo ich nach dem Besuch in Pästum geschlafen hatte.

Ich machte diesen ganzen Weg mit erstaunlicher Schnelligkeit. Ich hatte ein Cabriolet mit einem Pferde bespannt, wie es deren in Neapel so viele giebt. In drittehalb Tagen legte ich hundert und zwanzig italienische Meilen zurück.

In Portici machte ich Halt, um die Sammlung antiker Gemälde und das Theater von Herkulanum zu besehen.

Der Vesuv bedeckte Herkulanum in einem seiner Ausbrüche nicht nur mit Asche, wie Pompeia, sondern mit dicken Lavalagern. Sechzehn Jahrhunderte hindurch blieb Herkulanum verschüttet. Der Zufall, der allein mit dem Genie das Vorrecht theilt, die Schleyer der Natur und der Zeit zu zerreissen, hat diesen Ort wieder entdeckt.

Um

Um das Theater von Herkulanum zu sehen, steigt man bey Fackelschein in ein feuchtes Gewölbe hinunter. Man irrt lange in den Umgängen, in den Logen, auf den Treppen eines kreisförmigen Amphitheaters von ungeheurem Umfang umher.

Auf diesem Wege bewundert man die Festigkeit und Maße dieses großen Denkmals, welches für Jahrtausende, aber nicht gegen den Vesuv gesichert war.

Nach manchem Umwege kommt man endlich auf die Bühne. Hier erblickt man an jeder Ecke ein Fußgestell mit der Inschrift:

Claudio et Papirio consulibus Herculanenses posuere *post mortem.*

Die Sammlung der antiken Gemälde, die man aus Herkulanum, Pompeia und Stabii zum Vorschein gebracht hat, verdient die Aufmerksamkeit des Beobachters. Diese Gemälde, deren einige al Fresko, andere in Oel (*) gemalt, und verschiedene in Marmor gefaßt sind, stehen in einem sehr unvortheilhaften Lichte, oder so weit vom Auge weggerückt, daß

(*) In Oel? ? F.

daß sie sich gleichsam der Bewunderung entziehen.

Die Thierabbildungen sind darin von erstaunender Wahrheit und Eleganz. Die Früchte und Blumen scheinen frisch gebrochen zu seyn.

Die Zierrathen sind es im eigentlichsten Verstande, denn sie sind kaum mehr Verzierungen. Man hält sie für geschmackvolle Spiele in Raphaels Manier, oder andere für Ausgeburten einer chinesischen Phantasie.

Mir gefiel ein kleiner Wagen, von ein paar Bienen gezogen, wo ein Schmetterling an der Stelle des Kutschers zwischen seinen Füßen die Zügel hält.

Ein Papagey zieht einen andern Wagen, und wird von einer Cikade regiert.

Ein dritter, auf welchem ein Wasserkrug mit Rosen umwunden steht, wird von ein paar Syrenen geführt. Diesen lieblichen Träumen hat der Pinsel eine sehr glückliche Realität geschenkt.

Die großen Stücke sind mehrentheils auch von griechischer, das heißt von sehr einfacher, aber zugleich unendlich zarter Komposition. Eins ist ein Centaur vom Amor gebändigt.

digt. Eine anderes eine Nymphe, die eine Bume pflückt. Eine schöne nackte Bachantin, auf ein Meerungeheuer gestreckt, dem sie zu trinken reicht. Eine Dryade, die ein Faun im Schlaf überrascht und umarmt. Ein Seiltänzer, der seine Geschicklichkeit und die ganze Kraft des männlichen Körpers zeigt. Eine schöne Tänzerin, die unter dem durchsichtigsten Schleyer, die Grazie und weiche Schlankheit des weiblichen Körpers verräth. Der alte Silen, der in seinen Armen ein kleines Kind empor hält; es streckt seine Händchen nach einer Weintraube aus, die ein reizendes Mädchen ihm über des Alten Kopf, mit einem zärtlichen Blicke hinreicht. Endlich ein Jüngling der, während eine jugendliche Schöne ihn lächelnd anredet, mit verliebtem Blicke das Lächeln und die Rede auf ihren Lippen verfolgt.

Jedes dieser Gemälde ist, wie ihr seht, nur ein Gedanke, wie jede Ode Anakreons nur eine Empfindung.

Hundertster Brief.

Auf dem Gipfel des Vesuv, um Mitternacht beym Glanz eines Ausbruchs.

Diese Zeilen, hier auf den Höhen des Vesuvs geschrieben, indes seine ausbrechende Flamme mir leuchtet, vergleiche ich mit einer Denkmünze, die zum Gedächtnis meiner Reise geschlagen wäre, damit einst, wenn einige von meinen Kindern auch hieher kommen sollten, das Schauspiel dieses Brandes zu bewundern, dieser Augenblick aus ihres Vaters Leben, ihnen wieder errinnerlich würde, und das Andenken in ihren Augen die Pracht des großen Anblicks noch verschönerte.

Gegen sechs Uhr Abends kam ich nach Resina, ein Dörfchen jenseits Portici. Hier stieg ich aus dem Wagen und setzte mich auf einen Maulesel. Meine Begleiter waren drey starke Kerle, die einen Vorrath von Fackeln trugen.

Ich stieg, zwischen zwey Feldern, wo Pappeln, Maulbeer- und Feigenbäume, sich mit

mit schwanken Reben gatten. Die Reben stützen und schlängeln sich um diese Bäume, oder steigen auch mit starkem Wuchs allein in die Höhe, und schweben gleichsam in der Luft.

Unterwegs zeigte man mir das Haus, wo Pergolese jene glückliche und dennoch tödtliche Schwermuth zu mildern versuchte, die den sieben und zwanzigjährigen Mann zum Schöpfer des unsterblichen Stabat Mater erhob, aber ihm zugleich das Leben kostete.

Noch eine Stunde lang ging der Weg durch die schönsten Obstgärten, und dann kam ich an eine ungeheure Lave, die der Vesuv vor etwa sechzig Jahren ausgeworfen hat.

Ganz Neapel erblaßte vor ihrer Annäherung. Einen Augenblick drohte sie der Stadt; dann blieb sie hier stehen.

Geronnen, erloschen und erkaltet, ist sie noch furchtbar, scheint sie noch zu drohen.

Die Ufer dieses Lavastromes sind wie die Ufer der Seine mit grünen Rasen und Blumenteppichen geschmückt, und von zerstreuten jungen Gebüschen beschattet, denen die herabregnende fruchtbare Asche unaufhörlich Nahrung giebt.

Ich setzte meine Reise noch eine Zeitlang auf einem sehr unbequemen Pfade fort, bis ich mich auf einem fürchterlichen Felsengrunde mitten in beweglichen Aschenhaufen befand.

Den Thieren ist hier der Fortschritt untersagt; Menschenfüße aber steigen noch höher. Der Mensch hat die Gränzen fast alle gefunden, die ihm die Natur vorschrieb, und nicht selten hat er sie überschritten.

Wir mußten jezt mit großer Mühe über Haufen von Schlacken steigen, die unter unsern Füßen wegrollten.

Ich hielt einen Augenblick inne, um die Gegend zu betrachten.

Vor mir umfieng die Nacht mit ihren Schatten den Berg, und die Wolken, vom Rauch verdichtet, schwebten um sein Haupt. Im Rücken sank die Sonne hinter das Gebirge, und ihre letzten schwachen Stralen erleuchteten das Gestade von Posilippo, Neapel, und das Meer. Ueber der Insel Caprea erschien der Mond am Horizont. In demselben Augenblick glänzte das Meer im dreyfachen Licht der Sonne, des Monds und des Vesuvs; ein schönes Gemälde!

Dunkel und Glanz; öde, verlassene, schaudervolle Natur, und lachende, beseelte, fruchtbare Natur; die Reiche des Todes und des Lebens neben einander!

Wie ich mich an diesen Contrasten geweidet hatte, drang ich in die Wolkengegend, und stieg ununterbrochen fort, bis ich endlich den Krater erreichte.

Das ist er also! Seit so vielen Jahrhunderten brennt er, dieser furchtbare Vulkan! So viele Städte hat er verschlungen, so viele Menschen hingeraft! und jezt, in diesem Augenblick bedroht er den weiten Umfang der Länder zu meinen Füßen, bedroht das sorglose Neapel, wo man jezt lacht, und tanzt und singt, und nicht einmal an den Vesuv und seine Schrecken denkt. Welch ein Schein umgiebt den Krater! Ha, welche Glut in seinem Schlunde! Dumpf brüllt der feurige Abgrund; jezt schießt aus seiner Mitte, unter schrecklichem Donner und Krachen und einem dichten Aschenregen, die Feuersäule garbenähnlich empor. Millionen Funken erfüllen die Luft; schwarze Steine zu tausenden, fahren zischend heraus, stürzen herab, springen hoch auf,

auf, fallen wieder und rollen fort. Eben rollt hier ein Stein, nicht hundert Schritte von mir. Plötzlich schließt sich der Abgrund; plötzlich thut er sich wieder auf und speyt einen abermaligen Brand. Das glühende Lavameer steigt bis an den Rand des Kraters, schwillt, kocht, fließt über, und furcht in langen Feuerströmen die schwarzen Abstürze des Berges.

Ich war ganz ausser mir. Die Einöde, die Höhe, die Nacht, der brennende Berg und ich da!

Die Nacht hätte ich hier zubringen, ich hätte sehen mögen, wie die Sonne mit dem blendenden Glanz ihres Lichtes die Glut des Brandes löschte.

Aber schon empfand ich eine durchdringende Kälte; der Wind stürmte mit Gewalt; ich mußte mich bequemen hinabzusteigen, so sehr es mich auch schmerzte. Von einem solchen Schauspiel, den Blick, der jezt der lezte seyn soll, zu wenden, o das ist hart!

Fahre hin Vesuv, und Lave fahre hin, und du Flamme, womit die gähnende Tiefe glänzt und sich krönt! Solltest du einst, furchtbarer und so wenig gefürchteter Berg, diese

Schlös-

Schlösser, diese Dörfer, diese Stadt in deiner Asche begraben, o so laß es nicht in dem Augenblick geschehen, wenn meine Kinder sie besuchen!

Meine Führer hatten mittlerweile ihre Fackeln angezündet. Ich stieg oder rollte vielmehr bis an die Knie in Asche sinkend hinab; so schnell rollte ich hinab (und anders geht es nicht), daß ich in einer halben Stunde den Weg zurück legte, der mich hinaufzuklettern drey Stunden gekostet hatte. Einen von meinen Schuhen verlor ich auf halbem Wege; er war in tausend Stücken zerrissen; den andern büßte ich ein, wo ich die Maulesel zurückgelassen hatte.

Auf diesem Gange begegneten mir einige Engländer, die zum Krater hinaufstiegen. Wir hielten, und besprachen uns vom Vesuv. Der Schein unserer Fackeln störte einen Augenblick die auf den kalten Lavaströmen ruhende Nacht, und unsere Stimmen die tiefe, hier herrschende Stille.

Wir schieden, und ich setzte meinen Weg abwärts fort. Endlich, sehr ermüdet, erreichte ich Portici, legte mich schlafen, und entschlief eines tiefen Schlafs.

Um sechs Uhr des Morgens erwachte ich wieder mit dem Gipfel des Vesuv, seinem Krater, seinem Brand und der Lava vor meiner Einbildungskraft. Noch bebte mir das Herz von allen Erschütterungen, die es in der Nacht bestürmt hatten.

Ein Ausbruch des Vesuvs gehört zu den Schauspielen, die kein Pinsel und keine Rede wieder darstellen kann. Die Natur hat sichs vorbehalten, möchte ich sagen, diesen Gegenstand der Bewunderung des Menschen vorzuzeigen, etwa wie Sonnenaufgang und des Meeres unübersehliche Ausdehnung.

Hundert und erster Brief.

Neapel.

Hier folgen einige Beobachtungen über die Einwohner des Königreichs Neapel.

Was mir vor allem in Italien zuerst am Menschengeschlechte auffallen mußte, ist das Einerley der Menschen in allen gesitteten Ländern, England, als ein freyer Staat, einzig ausgenommen. Die Menschheit ist in der That in allen jenen Ländern völlig dieselbe, was die Hauptsache, und wenig verschieden, was die Gestalt betrift; ihre Abweichungen lassen sich nur durch Grade des Mehrern oder Mindern ausdrücken, die freylich, weil es uns an Zeichen und Maaßen fehlt, so schwer zu bestimmen sind.

Man bedenkt nicht, daß die meisten bestimmten Redensarten, die seit langer Zeit im Umsatz der Gedanken gangbar sind, sich kaum mehr zu den Dingen passen, weil diese sich zu sehr verändert haben.

Die

Die üblichen Redensarten sollten wie die Münzsorten von Zeit zu Zeit in jedem Lande eingeschmolzen werden; wenn nur die grossen Schriftsteller und die Philosophen, die allein das Münzrecht besitzen, nicht so gar selten wären.

In den bewohnten Gegenden des Königreichs Neapel ist die Volksmenge ungeheuer; denn Klima, Erdreich, Meer und Sitten sind dort von Natur äußerst fruchtbar. Man lebt wohlfeil, von wenigem und lebt lange.

Man lebt sehr wohlfeil: die Hitze des Himmelsstrichs stumpft den Reiz des Hungers auf eine merkwürdige Art; und schärft sie den Durst, so vervielfältigen sich auch daselbst die Mittel ihn zu befriedigen. Die Appenninen mit ihrem Schnee laben den Neapolitaner, das Meer mit seinen Fischen und Muscheln ernährt ihn; die Asche des Vesuvs reicht ihm Obst und Getraide; das Klima kleidet ihn.

Man lebt von wenigem: das Leben besteht in Nichtsthun und lange schlafen.

Man lebt lange: Mäßigkeit und Ruhe sind die neapolitanischen Mittel zur Aufsparung des Lebens. In Frankreich nutzt man es un-

ungleich schneller ab; Arbeit, Leidenschaft und Elend nagen unaufhörlich daran. Hier sind Krankheiten sehr selten; die Erschlaffung, eine Wirkung der Wärme, tritt allen chronischen Krankheiten in den Weg; und die Ausdünstung, ebenfalls eine Wirkung der Wärme, heilt alle hitzige Krankheiten. Außerdem giebt es warme Quellen in Menge, und Aerzte fast nirgends.

Die menschliche Natur vegetirt also zu Neapel in aller ihrer Fruchtbarkeit und Stärke bis an ihr natürliches Ziel. Die Stadt ist aber auch volkreich im äußersten Grade. Man wird die starke Bevölkerung überall gewahr; überall drängt man sich durch die Menge; überall fürchtet man sich, auf ein Kind zu treten; offene Plätze, Straßen, Kramläden, Häuser, alles ist von Menschen so zu sagen überschwemmt.

In dieser Volksmenge, die unaufhörlich die Strassen auf- und abläuft, fahren nicht, sondern fliegen vielmehr ohne Unterlaß eine Menge Kutschen und Fuhrwerke aller Art, besonders kleine Kaleschen umher.

Gleich-

Gleichwohl geschieht dabey selten ein Unglück.

Das Gewühl in der Straße St. Honoré zu Paris ist mit dem Gewühl in der Straße von Toledo zu Neapel gar nicht zu vergleichen.

Wenn man des Abends in dieser Straße geht, so sieht die Menge der Fackeln, welche so viele Läufer vor so vielen Kutschen hertragen, einen großen Leichenzug ähnlich.

Hundert und zweyter Brief.

Neapel.

Fortsetzung.

Das Klima äußert hier seinen Einfluß ohne Einschränkung; hier herrscht, ohne allen Widerspruch die Gesetzgebung der Sonne, oder mit andern Worten: allgemeine Abspannung, in allen Verhältnissen und allen Theilen des bürgerlichen, politischen und natürlichen Lebens.

Nichts von allem, was einen gewissen Grad der Fiberspannung erfordert, kann hier geschehen; so wie es Stimmen giebt, welche nie die Oktave erreichen.

Die Religion ist hier platterdings nur Aberglaube, und überdies gar sehr bequem. Sagt man nur, daß man fromm sey, so ist man es schon. Der vierte Theil des Volks geht in die Messe. In den Kirchen wird selten gekniet. Man geht nur hinein, wann dort Illuminationen zu sehen, oder Musiken zu hören sind; mit einem Wort, wenns Oper in

in der Kirche ist. Hier mag jeder gegen alle Religionen, und sogar gegen die katholische sprechen, predigen, laut deklamiren soviel er will. Bis zum Aberglauben treibt man wohl die Religion, aber nicht bis zum Fanatismus; denn Fanatismus ist eine Energie. Die Fackel der Religion erleuchtet hier nicht, aber sie verbrennt auch nicht.

Das andere Geschlecht ist in Neapel, so zu sagen, eine Waare. Väter und Mütter, Ehemänner, Brüder, Mönche, kurz alle handeln öffentlich damit.

Die Neapolitaner überlisten einander mit seltener Verschlagenheit, aber alles geschieht mit lachendem Munde.

Im gemeinen Leben ist ihr ganzes Verkehr ein Spiel, wo der Schlaueste gewinnt. Anderwärts ist es ein Kampf, wo der Stärkste siegt.

Hier bekennt man öffentlich, daß man betrogen hat; man rühmt sich dessen sogar, wie man anderwärts gesteht oder sich rühmt, daß man gewonnen hat.

Dieses Spiel hemmt aber den Gang aller Geschäfte. Jeder Schritt wird überdacht wie

im Schachbrett. Daher werden auch nur wenige Geschäfte abgethan. Versprechungen sind Worte; nur schriftliches Versprechen bindet, und in jeder Schrift steckt ein Proceß.

Die Schikane wird übrigens zur Leidenschaft, sie gefällt, wie ein Spiel, und man proceßirt, um sich die Zeit zu vertreiben und um des Vergnügens willen die Leute zu betrügen.

Die Moral existirt weder im Verstande noch im Gefühl. Rechtschaffenheit hält der Neapolitaner für ein Mittel, womit man ihn übertölpeln will; Freymüthigkeit für lebhaftes Temperament; Verstand ist ihm das Bestreben zu betrügen; Geschicklichkeit, die Kunst einen Betrug zu Stande zu bringen. Die Tugend ist Unvermögen, und Laster ein klimatisches Erzeugniß.

Das Gefühl wirkt blos maschinenmäßig. Beym Anblick eines Ermordeten und seines Mörders fängt zwar das Mitleid bey dem ersten an, allein es geht auch schnell auf den zweyten über.

Rache ist hier Naturrecht und die einzige Leidenschaft die der Neapolitaner kennt. Die Faul-

Faulheit schließt den Geiz aus. Die Liebe ist nur Bedürfniß; das Weib ein Stück des Hausraths; der Liebhaber ihr Käufer.

Die Neapolitaner lieben nicht ihre Kinder, sondern ihre Jungen, und dieser thierische Instinkt geht sehr weit.

Die Unzucht liefert jährlich durch das ganze Königreich kaum tausend Findelkinder.

Ehemänner nehmen oft, wenn sie keine eigene Kinder haben, Kinder aus dem Findelhause, wo man sie ihnen verkauft. Erst sind sie ihr Zeitvertreib, dann ihre Sklaven und endlich ihre Erben. Kindliche Zärtlichkeit ist nur Gewohnheit; Freundschaft nur Erwartung, und Erkenntlichkeit ein Schall.

Man arbeitet noch ein wenig, um es bis zum Nichtsthun zu bringen. Nichtsthun ist hier Glückseligkeit.

In den Kaffehäusern und Kramläden, auf den Spatziergängen und an öffentlichen Orten ist alles vom frühen Morgen bis Mittag voll Menschen allerley Standes, Mönchen, Abbés, Officieren; gähnend lesen sie die Zeitungen und sehen den Vorübergehenden nach.

In

In sich selbst kann der Neapolitaner durch das Nachdenken keine Gefühle erwecken; daher spricht er alle Gegenstände ausser ihm um Empfindungen an.

Man sieht sich genöthigt ihn fühlen zu lassen, wie man ein Kind gehen lehrt.

Um die Mittagsstunde geht man zum Essen. Sehr wenige pflegen sich aufdecken zu lassen, sondern wenn die Eitelkeit die Thüre fest verriegelt hat, verzehrt man seinen Bissen in irgend einem Winkel. Ist der Magen befriedigt, so legt man sich schlafen, und zwar ganz nackt. Eine Stunde eh es Nacht wird, steht man wieder auf, zieht sich an, geht wieder auf das Kaffehaus, oder steigt in den Wagen zur Promenade.

Dies ist der Augenblick, wo der Schwarm von Läufern sich zeigt und alle Strassen erfüllt. Funfzehntausend Menschen haben in dieser Stadt nichts anders zu thun, als vor einer Kutsche herzulaufen; funfzehntausend andere, hinten auf zu stehen.

Die Promenade ist gewöhnlich entlangs dem Molo, oder zu Chiaja, oder am Gestade von Bresilica, nie ausser der Stadt, und nie-

niemals zu Fuß. Ein Edelmann darf des Abends nie zu Fuß auf der Straße erscheinen; er käme um Ehre und guten Ruf.

Man bleibt in der Oper, auf der Promenade, im Wirthshause, in einer Akademie, bis fünf Uhr des Morgens.

Auf den Gesichtern ließt man weder Freude, noch Vergnügen, noch Zufriedenheit, indessen freylich auch keinen Kummer.

Das höchste Gut, wie gesagt, besteht den Tag über im Nichtsthun, und den Abend im Luftschöpfen. Des Abends läßt das Fieber der Tageshitze nach und das ist zum Wohlbefinden genug.

Die wenigsten wissen die bewundernswürdigschöne Natur zu geniessen; es gebricht ihnen an Kraft dazu. Niemand liebt mehr die Natur; das ganze Volk ist ihrer überdrüßig. Die große Maße des Volks arbeitet nur genau so viel als nöthig ist, um nicht Hungers zu sterben. Man nennt diese Leute Lazaroni.

Die Lazaroni sind keine besondere Volksklasse; es gibt deren in verschiedenen Ständen; sie sind, im eigentlichsten Verstande Umtreiber. Daß sie so wenig arbeiten, rührt übri-

übrigens daher, weil sie zu ihrer Existenz wenig zu arbeiten nöthig haben. Ihr Nichtsthun ist kein Laster, es ist nur Genügsamkeit. Wer arbeitet denn wohl auf Erden, wenn er es nicht thut, um dereinst nicht mehr arbeiten zu müssen? —

Hat sich ein Lazarone innerhalb wenigen Stunden so viel erworben, daß er etliche Tage lang davon zehren kann, so ruhet er aus, geht spatzieren, badet sich: er lebt.

Das andere Geschlecht ist in Neapel sehr häßlich. Weibliche Schönheit ist eine Blüthe, die nur in feuchter Luft und in einem gemäßigten Himmelsstrich gedeiht. Alle die glücklichen Züge, welche die Natur auserkohren hat, um daraus die Schönheit zu weben, verändern sich hier nur gar zu schnell, und erliegen dem gemeinschaftlichen Angrif des Klima, der Erziehung und der Sitten.

Allein derselbe Einfluß, der hier den Weibern die Schönheit entzieht, scheint sie dem männlichen Geschlechte zugetheilt zu haben. Die Männer sind im Durchschnitt schön.

Hundert und dritter Brief.

Neapel.

Fortsetzung.

Die schönen Künste kennt man in Neapel nicht mehr, die Tonkunst ausgenommen. In den Conservatorien, deren es eine große Anzahl giebt, verwendet man mehr Fleiß als je auf die Bildung der Stimme; sie wetteifern mit einander in diesem Geschäft. Gesetze und Bullen verbieten vergebens, was schon die Natur selbst verbietet, durch Entmannung an der männlichen Stimme zu künsteln. Wer das natürliche *si* erreichen kann, wird hier theuer bezahlt; wem es glückt, diesen Ton zu bilden, wird hoch geehrt! Farinelli hat einst die spanische Monarchie regiert.

Neapel hat noch jetzt große Männer, Castraten, versteht sich."

Die mechanischen Künste liegen noch in ihrer ersten Kindheit, und ihnen mangeln die gemeinsten Werkzeuge, deren man sich jetzt im übrigen Europa bedient. Daher bringt

auch der Handwerker hier acht Tage mit einer Arbeit zu, die in Frankreich in Einer Stunde fertig würde.

Der Handel, der Kriegsdienst, und grossentheils aller Kunstfleiß und aller Anbau sind in den Händen der Ausländer.

Seit einiger Zeit fangen jedoch die Einheimischen an, sich damit abzugeben. Eben jezt erwartet man die Rückkehr des ersten Schifs, das je versucht hätte, Zucker und Indigo unmittelbar aus unseren Häfen zu holen. Der Capitain dieses Schifs wird für Neapel ein Columbus seyn.

In diesem Jahr ist auch die erste Neapolitanische Zeitung erschienen.

Wie ist es nun möglich, daß ein kleiner Staat bestehen könne, unter der Last einer ungeheuren Bevölkerung, eines zahlreichen Bettelstandes, einer erstaunlichen Menge von Bedienten, einer ansehnlichen Geistlichkeit von Weltpriestern und Ordensleuten, einer Armee von mehr als zwanzigtausend Mann, eines ganzen Volks von Edelleuten, und eines Trosses von dreyßigtausend Rechtsgelehrten?

Das

Das Meer, das Klima und das Erdreich lösen uns dieses Problem. Das Klima vermindert alle Bedürfnisse; das Meer bringt von allen Seiten seine Fische und Muscheln herbey, und das Erdreich trägt vier verschiedene Erndten im Jahr.

Ein wenig in der Erde, oder eigentlicher in der Asche wühlen, das heißt hier, den Acker bauen.

Diese Asche ist am Fuße des Vesuvs von ausnehmender Fruchtbarkeit, und würde noch ergiebiger seyn, wenn man ihr nicht bloß abforderte, sondern ihr auch zu Hülfe käme.

Die Regierung sollte sich dieses Geschäfts annehmen; allein sie ist dazu nicht aufgelegt. Weit entfernt die Weichlichkeit der Neapolitaner zu bestreiten, begünstigt sie solche vielmehr.

Es ist wahr, das Klima treibt hier den Menschen zur Faulheit; doch geschieht das so gewaltsam nicht, daß sittliche oder politische Kräfte nicht hinreichend wären, ihn zur Arbeit anzuhalten.

Die Gesetzgebung hätte immer noch Mittel, den Geist zu spannen.

Durch

Durch Erziehung und durch das Bad müßte man, wie die Römer thaten, die Hitze gleichsam neutralisiren. Allein es giebt hier nicht einmal ein einziges öffentliches Bad.

Es fehlt den Neapolitanern nicht an Verstand. Das Klima ist ihm so günstig, wie die ganze Lage des Orts. Dieses Meer, diese Erde, diese Sonne, ein lohnender Blick Augusts und die Durchlesung des Homer, brachten eine Aeneis zu Stande.

Heutiges Tages, leider! giebt es unter hundert Menschen kaum zwey, die lesen können. Ganze Provinzen im Reiche haben noch keine Schullehrer.

Die kleine Anzahl von Lesern, die sich ein wenig mit Litteratur beschäftigen, schränkt sich auf Uebersetzungen aus dem Französischen ein. Wir liefern den Italienischen Weibern unsere Moden, den Männern unsere Meynungen. Man kennt unsere großen Schriftsteller, übersetzt sie und trägt aus ihnen zusammen.

Wer sich nur die Mühe nehmen will, oder wem es Bedürfniß geworden ist, selbst zu denken, der hat Neckers Schrift im Gedächt-

dächtniß, der ehrt sie, und spricht von ihr. Necker wird hier, wie einst von der Nachwelt, der Urheber der Provinzialversammlungen in Frankreich gepriesen.

In Neapel spricht alles beständig von Paris. Die Franzosen sind die Griechen der neueren Geschichte; die Engländer sind unsere Römer. Entlegenheit, Einbildungskraft, und vor allem Unzufriedenheit, leihen uns manches Glück, das wir nicht besitzen. Dies alles, was ich eben gesagt habe, schränkt sich indessen auf einen sehr engen Kreis von wenigen Menschen ein.

Jetzt nur noch ein Wort von dem Schicksal des Volks.

Das Elend in Neapel erzeugt keine Bettler, keine Soldaten, und nur wenige Findelkinder. Es ist so leicht in Neapel zu leben; das Leben ist dort so natürlich!

Das Elend wird dort selten Veranlassung zu gewaltsamen Räubereyen und Mordthaten.

Die Gaunerey ist mehr Betrug als Diebstahl. Wenn das Volk etwas von dieser Art mit ansieht, so lacht es und läßts geschehen. Die Rache allein mordet.

Die Ausschweifung gehört mehr zum Müssiggang als zur Wollust. Der öffentlichen Dirnen gibt es eine große Menge; allein sie unterscheiden sich durch nichts, und sind unter die Maße des Geschlechts gemischt.

Die Ausschweifung hat hier nicht so viele Verbrechen und so viel Unglück in ihrem Gefolge als anderwärts; als in Paris; denn in Neapel ist sie weder Gewerbe noch Kunst.

Zu Neapel hat man noch nichts geläutert, nichts verderbt, nichts vervollkommnet. Die Laster wie die Tugenden sind noch ganz roh, und keimen, so zu sagen, erst eben aus dem menschlichen Herzen hervor.

Neapel buhlt noch nicht um die Blicke von Europa, nicht um die Blicke der Zukunft.

Hundert und vierter Brief.

Neapel.

Fortsetzung.

Die Regierung des Königreichs Neapel ist so beschaffen, daß sie in vielen Fällen nur eine Unordnung mehr genannt werden kann.

Die höchste Gewalt ist noch schwankend. Sie schwankt großen Theils zwischen dem Könige, dem Pabst und den Baronen; insbesondere aber zwischen dem Könige und den Baronen.

Der Kampf dieser kleinen einzelnen Mächte der Baronen, gegen die überwiegende Macht des Königs ist noch nicht geendigt; allein lange wird er nicht mehr unentschieden bleiben. Das allgemeine Schicksal aller Kräfte, da wo eine die herrschende wird, ist dieses: sie zieht alle übrigen an sich und verschlingt sie zuletzt allzumal.

Die Geschichte aller gesitteten Staaten ist weiter nichts als Geschichte dieser Erscheinung. Nur erfordert ihre Hervorbringung mehr

mehr oder weniger Zeit, nach Maasgabe der Grundanfänge einer jeden Gesellschaft, ihrer anfänglich mehr oder weniger zertheilten Kräfte. Alle Gesellschaften bewegen sich langsamer oder schneller durch die Demokratie oder Aristokratie, oder Monarchie zum Despotismus hin, wie alle Flüsse durch Ebenen oder zwischen Hügeln oder Bergen hin, dem Meere zuströmen.

Die Barone dürfen noch aus eigener Macht ihre Vasallen verhaften lassen, und die Verhaftsbefehle lauten: Aus uns bewußten Ursachen.

Sie dürfen sogar noch jetzt, ungeahndet, ihre Vasallen vor ihren Augen hinrichten lassen.

Diese Barone sind, zumal in Sicilien, wahre Tyrannen.

Nur noch vor einem Jahr predigte man daselbst auf den Kanzeln, die Barone wären die rechtmäßigen Landesherren, und in der Messe betete man für sie.

Der Marchese Caraccioli, jetziger Vicekönig, arbeitet mit großem Erfolg daran, die Ueberreste der Gewalt des Adels in die landesherrliche überzutragen. Das Unterneh-

nehmen ist nicht ohne Gefahr, allein auch er ist nicht ohne Muth.

Hätte die Regierung mehr Festigkeit gehabt, oder die Sache besser eingeleitet, so wäre sie schon jetzt damit zu Stande gekommen.

Der Monarch wird seine Barone, sobald er will, und ohne einen Richelieu, mit Bändern, Ehrenämtern und Jahrgehalten entwafnen können. Die Barone kommen von selbst an den Hof. Nur wird man das Volk erschöpfen müssen.

Gesetzt aber auch, die Autorität des Monarchen gewönne die Oberhand, würde sie darum noch an Nachdruck gewinnen? Keinesweges, denn sie ist ja schon despotisch.

Der König vermag ohne Zweifel schon jetzt fast alles, wenn es darauf ankömmt, zu unterdrücken und zu zerstören; denn er hat Truppen und feigherzige Unterthanen: aber um etwas zu schützen und hervorzubringen, vermag er nichts.

Hier nur einen Beweis von neapolitanischer Feigheit. Einer von ihren Vicekönigen liebte die Jagd; unglücklicherweise für die kleine Insel Procida ließen sich dort Fasanen

se-

sehen. Sogleich ward eine Verordnung bekannt gemacht, wodurch man den Einwohnern eine allgemeine Vertilgung aller Katzen anbefahl. Die Katzen wurden abgeschaft. Aber jetzt vermehrten sich die Ratten dergestalt, daß sie Kindern in der Wiege Nasen und Ohren abbissen. Was thaten nun die Eltern? Die Mütter heulten, und die Väter? — beschwerten sich. So feigherzig ist das Volk! Zum Glück starb der Vicekönig, und es war nicht mehr entsetzlich, auf der Insel Procida Mutter zu werden.

Herr von ***, der nur gereist zu seyn scheint, um Schmeicheleyen zu sagen, versichert, die Thränen und Klagen der Einwohner hätten den Vicekönig gerührt.

Nichts weniger! sie baten Gott (das war ihr Ausdruck), das Herz des Vicekönigs zu erweichen. Die Elenden, die Feigen! Warum stählten sie nicht ihr eigenes Herz, oder vielmehr, warum blieben sie so fühllos gegen ihre eigenen Kinder?

Darf ein Volk wohl klagen, wenn es die Niederträchtigkeit weiter treibt, als der Fürst die Tyranney?

Hundert und fünfter Brief.

Neapel.

Fortsetzung.

Ich sagte vorhin, der König vermag weder zu schützen, noch hervorzubringen.

In der That, was läßt sich mit geringen Einkünften, mit einem unwissenden Volk, mit einer Nation, deren Unterwürfigkeit mehr aus Gewohnheit, einen Herrn zu dulden, als aus empfundener Nothwendigkeit, einen König zu haben, herrührt, — was läßt sich mit diesem allen ausrichten?

Die Unterwürfigkeit dieses Volks ist Gewohnheit, einen Herrn zu dulden, mithin auch Gewohnheit, von diesem Herrn nur dies oder jenes zu dulden: bey der ersten Neuerung hört die Unterwürfigkeit auf.

Diese Unterwürfigkeit ist übrigens nicht so wohl durch Unterdrückung erzwungen, als vielmehr aus Weichlichkeit entstanden; folglich darf sie der König nicht stören.

Die Volksstimme hält hier kein Uebel zurück und befördert kein Gutes: hier hat das Volk noch keine Stimme. Welcher Mittel bedient sich die höchste Macht? Sie bändigt das Volk nur mit dem Bajonet, sie bezahlt nur mit Gold, und straft nur am Leibe.

Das Klima vereitelt alle Spannung der Organe, alle Energie der Begierden, allen Zusammenhang im Denken. Was läßt sich da hervorbringen oder nur verbessern?

Umsonst hat man auch schon eine Menge Veränderungen in der allgemeinen Staatsverwaltung versucht. Die Werkzeuge, deren man sich immer bedient, sind immer die ersten, die sich sträuben. Der Despotismus kann wohl Satelliten, aber keine Diener haben.

Was die Regierung bis jetzt an neuen Einrichtungen hat thun können, das hat sie indes gethan; dem Namen nach sind sie vorhanden; und in der ganzen Welt giebt es keine besser organisirte Staatsmaschine als die hiesige — im Kalender.

Neapel hat noch keine Verfassung, und wird vielleicht nie eine erhalten. Es hat so wenig ein politisches als ein bürgerliches Sy-

System, wenn gleich die Begebenheiten beide, eine politische und eine bürgerliche Ordnung mit sich bringen, die aber unmittelbare Resultate des Himmelsstrichs, des Glücks und der Lage sind.

Die Sonne verlangt in Neapel einen König, vielleicht gar einen Despoten.

Neapel ist noch immer der Gewalt gewichen, sie mochte kommen woher sie wollte. Allein Gewalt muß da seyn, und unmittelbar wirken.

Ich war zugegen, als man dem Fürsten zu der hier geschilderten Lage der Sachen Glück wünschte. Es ist ein großes Unglück für die Fürsten, sagte ich, wenn sie eine nothwendige Unterwerfung einem aus Ueberzeugung entspringenden Gehorsam vorziehen, wenn kein politischer Staatskörper die Macht der Souverainetät in ihre Schranken weiset und sie darin zurückhält. Fürsten lieben keinen Widerstand; allein man stützt sich doch nur auf etwas, welches Widerstand leistet.

So gering die Autorität des Landesherrn hier ist, wenn es darauf ankommt, Gutes zu stiften, so mächtig ist sie hingegen, Schaden

zuzu=

zuzufügen. Sie verbannt, sie confiscirt, sie legt Abgaben nach Willkühr auf. Ich sage noch zu wenig; die Abgaben sind hier wahre Contributionen, die man eintreibt.

Die Autorität läßt fast keinen Proceß zu Ende kommen; denn wer alles kann, will immer nichts.

Es giebt indessen noch ein Linderungsmittel, welches den Despotismus der Verordnungen ein wenig mildert; dies ist das Widersprechende dieser Verordnungen selbst, das einen wieder zu sich selbst kommen läßt. Der König wird gar nicht mehr gehört, weil man ihn unaufhörlich sprechen läßt; er setzt nichts durch, weil er in einem fort befiehlt.

Die Minister sind miteinander in offenbarer Fehde begriffen; ein jeder bedient sich des Königs, wenn die Reihe an ihn kommt, und manchmal leihen sie ihn sich.

Hundert und sechster Brief.

Neapel.

Fortsetzung.

Bey einem solchen Volke, mit diesen Zwangsmitteln und diesen Ministern kann die Staatsverwaltung nicht anders als fehlerhaft seyn.

Ich merke nur noch an, daß in Absicht der auswärtigen Angelegenheiten die Politik des hiesigen Kabinets beständig zwischen Oesterreich und Spanien wankt, und sich eher auf die österreichische Seite neigt.

Wollt Ihr aber wissen, wie viel Frankreich am hiesigen Hofe gilt?

Der König und die Königin haben eben eine Seereise ins Toskanische gemacht; sie haben sich nach Livorno eingeschift. Des Königs Zimmer (an Bord) sollte mit Kupferstichen verziert werden; und was für Kupferstiche wählte man dazu? Die Vorstellungen der Vortheile, welche die Engländer im vorigen Kriege über Spanien und Frankreich erfochten! —

Die

Die Finanzverwaltung ist hier, wie in so manchem andern Staate, die Kunst, Provinzen und Schatzkammern zu plündern.

Die Zollbeamten finden sich mit den Schleichhändlern ab.

Was das Seewesen betrift, so sieht man wohl, eine große Flotte wäre hier überflüßig; allein Herr Acton, der sich an der Spitze dieses Departements befindet, möchte gern, wie der Marschall von Castries in Frankreich den Engländern zurufen können: unsere Marine! und so rinnt das Gold aus dem königlichen Schatz in das Meer.

Man baut jetzt an einem Kriegsschiff von achtzig Kanonen; das Schiff ist beynah fertig; der Hafen, der es aufnehmen soll, ist eben angefangen (*).

Das Kriegsdepartement ist der Ruin des Landes.

Neapel hat einen Hof, eine Oper, eine Armee. Lauter Luxus!

Wenig=

(*) Die Fortschritte der neapolitanischen Seemacht kann ein Franzose nicht gleichgültig ansehn.

Wenigstens wird das Commerzwesen doch gut verwaltet? Der Abbe G — sagt ganz öffentlich: „ich habe alle Laster, jedes will „bezahlt seyn, mithin brauche ich sehr viel „Geld.“ Dieser Abbe steht an der Spitze des Commerzdepartements.

Hundert und siebenter Brief.

Neapel.

Fortsetzung.

Von allen Theilen der Staatsverwaltung ist ohne Widerrede die des Justizwesens die verderbteste.

Was man in Frankreich zu viel hat, hat man hier zu wenig. Zu wenig höhere Magistratspersonen. Es sind nur deren ein und zwanzig.

Sie machen fünf Gerichtshöfe aus, jedes von vier Mitgliedern; der oberste Richter präsidirt bey allen fünfen nach der Reihe.

Ausser diesen giebt es noch ein Erstes Tribunal, unter dem Namen Vicariat, und ein höchstes Tribunal, welches die königliche Kammer heißt.

Die übrigen Höfe sind die Tribunäle der Barone.

Die

Die meisten Processe müssen, ehe sie bis an den Thron gelangen, durch sechs Stufen der Jurisdiction hinansteigen; und wenn sie dahin gekommen sind, werden sie oft wieder an dieselben Instanzen zurückgeschickt.

Die Richter treiben ein öffentliches Gewerbe mit der Gerechtigkeit. Das kommt daher, weil der Hof sie ernennt, und der König sie besoldet; weil sie in geringer Anzahl sind; weil man sie aus dem Advokatenstande wählt, wo sie gewohnt waren viel zu gewinnen; endlich, und dies ist die entscheidende Ursache, weil die Minister sich bey bestochenen Richtern besser stehen.

Nirgends ist der höchste Magistrat so edel, so ehrenvoll, so rein wie in Frankreich, nirgends fühlt er sich mehr.

Allein in Frankreich, sagte mir ein neapolitanischer Advokat, haben sie ja den Verkauf der Stellen! Wehe den Republiken, erwiederte ich, wo man die Richter unter den Reichen wählt; aber wehe den Monarchien, wo sie aus der Klasse der Armen genommen

wer-

werden können. Wahrlich, mit Officieren aus dem Bürgerstand, und armen Magistratspersonen ist der Monarch bald ein Despote, der Despot ein Tyrann!

Ich bin bey einigen gerichtlichen Sitzungen zugegen gewesen. In einem ziemlich kleinen Saal sitzen fünf Richter um einen Tisch, und die Advokaten schreyen aus vollem Halse.

Die Richter vertreiben sich die Zeit, indem sie sich wechselsweise des Fächers, des Schnupftuchs und des Blumenstraußes bedienen, die jeder vor sich liegen hat.

Wenn die Advokaten fertig sind, rapportirt einer von den Richtern den Proceß mit lauter Stimme; allein die Richter hören ihn nicht, denn dies geschieht nur pro forma.

Kaum ist er damit zu Ende, so müssen die Zuschauer abtreten, und das Rapportiren geht von vorn an. Die Richter hören jetzt zu, und schreiten zum Urtheilsspruch, den sie aber um so weniger mit reiflicher Ueber-

berlegung abfassen, da er vielleicht zum zehntenmal revidirt werden muß.

Diese jämmerlichen Richter gehorchen jedem Wink der Minister; man sieht sie in allen Vorzimmern; von ihren Urtheilssprüchen müssen sie Bericht erstatten, und damit bringen sie ihr ganzes Leben zu; warlich, man muß sie verachten.

Sie halten nicht zusammen; das ist aber auch das einzige Gute, was von der Zusammensetzung dieser Tribunäle gilt. Man wählt hier die Bejahrtesten zu Richtern, wie anderwärts die unbärtigsten. Von den fünf Räthen der königlichen Kammer sind drey bald achtzigjährige Greise, und einer ist vier und neunzig Jahre alt.

Dieses hohe Alter ist der Beschleunigung der Angelegenheiten eben nicht vortheilhaft; die vielfältigen Formalitäten verzögern sie noch mehr, aber nichts ist ihnen nachtheiliger, als die Ungewißheit der Procedur, welche lediglich auf zweifelhafter Jurisprudenz und königlichen Machtsprüchen beruht.

Daher wimmelt es auch von Rechtsgelehrten. Im Königreich Neapel allein, Sicilien nicht mit begriffen, also auf vier Millionen Menschen, giebt es dreyßigtausend Advokaten oder Prokuratoren.

Einige erwerben sich fünfzigtausend Livres jährlicher Einkünfte, nicht etwa durch gründliche Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit, sondern durch ihr Talent für Intriguen, und weil sie das Ohr der Richter haben.

Die Schriften der hiesigen Juristen sind pedantisch und aufgebläht; ohne Beredsamkeit, wie ohne Tugend, und ohne Tugend, wie ohne Freyheit. Mit dem barreau in Frankreich verhält es sich anders.

Die Processe sind unzählbar, und dauern oft mehrere Jahrhunderte. Sie endigen sich wie die Feuersbrünste, mit dem Ruin der Parteyen.

Die jüngeren Brüder des ganzen Adels widmen sich den Rechten. Jede adeliche Familie

milie bedarf eines Ritters, der sich auf Schikane versteht, um sie vor Gericht zu vertheidigen.

Der Lärm, der jeden Morgen die Säle des Vicariats erfüllt, ist unbeschreiblich. Alle Rechtsgelehrte ohne Ausnahme, Räthe Gerichtsschreiber, Prokuratoren und Advokaten haben dort ihren Aufenthalt. Es ist die Höhle der Schikane.

Die Advokaten von der ersten Klasse, vierhundert an der Zahl, zeichnen sich durch ihren Vorrang vor allen übrigen aus. Die andern Advokaten, und die Klienten küssen ihnen die Hand.

Diese Advokaten sind einer willkührlichen Censur unterworfen. Seltsam, daß eine Klasse von Menschen, denen es obliegt, ihre Mitbürger gegen Unterdrückungen zu schützen, eine despotische Verfassung hat! Indessen ist die Censur gewiß keine der strengsten: Ein Advokat hatte die Verwegenheit in einem gedruckten Auffsatz zu sagen: „Weiß man etwa „nicht, daß unser König ein Polichinell ist,

„der

„der keinen Willen hat?“ Gleichwohl hat man diesen Aufsatz nicht einmal angefochten.

Die peinliche Justiz wird nicht besser als die Civiljustiz verwaltet.

Die Straflosigkeit ist sehr feil.

Mit dem Verhaft ist man gleich bey der Hand, oft auf leichten Verdacht. Aber sey es Bestechung, oder Trägheit, oder Nationalgeist, oder alles dieses zusammen, kurz, man straft nur äusserst selten, und fast nie am Leben. Jährlich zählt man im Königreich Neapel vier bis fünftausend Mordthaten, und zwey bis drey Hinrichtungen.

Dagegen aber ist das Gefängniß selbst eine der grausamsten Strafen. Kein Angeklagter kommt unter vier Jahren heraus; die meisten kommen darin um, und die übrigen, die ein langsamer Proceß und die Greuel des Kerkers nicht umbringen konnte, speyt die Gerechtigkeit auf die Galeeren aus.

Das

Das Gesetz erheischt das Bekenntniß des Schuldigen, um ein Todesurtheil zu rechtfertigen; so lange er nun nicht bekennt, sperrt man ihn in ein Loch, wo er keinen Lichtstral erblickt, und nicht einmal Stroh erhält. Auf den Steinen muß der Unglückliche liegen, und vom Wasser und Brod leben, wenn das noch leben heissen kann.

Ich ließ mir eines von diesen Gräbern öfnen. Unverzüglich sprangen auf die Schwelle drey oder vier Gespenster mit langem Bart, hohlen Augen, eingefallenen Wangen, hagerem Leibe, halbnackt, erstaunt und geblendet ob dem Lichtstral, bey dem ich sie kaum erblickte. Ich trat voll Schrecken und Abscheu zurück. Ein pestilentialischer Dampf hauchte mir entgegen. Seit zehn Jahren waren sie hier vergraben. Ich fühlte mich in starker Versuchung ihnen zuzurufen: **lebt ihr noch?**

Einer von ihnen trat hervor mit wüthiger Geberde, und schrie: **nein! ich habe meinen Vater nicht ermordet.** Er hatte seinen Vater ermordet, aber er hatte es nicht bekannt.

Wenn ein Delinquent zum Tode verurtheilt ist, sperrt man ihn vor der Hinrichtung drey Tage lang in eine unterirdische Kapelle, mit einem Beichtvater und einigen Büssenden, gleichsam im Angesicht des Todes. Wie lang, wie schauderhaft ist dieser Tod! denn die größte Todesangst ist die Erwartung des letzten Augenblicks (*).

Das Hospital ist eins von den Zimmern des Gefängnisses, und ebenfalls ein Grab.

Den neapolitanischen Gesetzen muß man jedoch Gerechtigkeit wiederfahren lassen; sie geben den Angeklagten einen Anwald, der einer von den Richtern ist, und der Armenadvokat genannt wird. Allein diesem Fürsprecher ist nur die Einsicht des Processes, nicht

(*) Diese Bemerkung scheint dem Aufschub eines ganzen Monats entgegen zu seyn, der bey Todesurtheilen in Frankreich üblich ist. Allein mit aller Ehrfurcht für die guten Absichten und die Ueberzeugung der Obern über diesen Punkt, berufen wir uns auf die Erfahrung, und legen der Regierung unsere Besorgnisse dar. Anmerkung des Verfassers.

nicht aber die Rücksprache mit dem Beschuldigten erlaubt, der sich überdies nicht seinen Anwald wählen darf. Nirgends handelt doch die peinliche Gerechtigkeit ganz edel! Oder, daß ichs recht sage: In ihren Zweykämpfen mit dem Angeklagten pflegt sie, die den Mord bestraft, oft selbst zu morden. Es wäre ihr überall eine Reform zu wünschen. Schlechte Gesetze, zumal in Halssachen, sind abscheuliche Tyrannen!

Hundert und achter Brief.

Neapel.

Fortsetzung.

Bisher habe ich Euch von der Regierung in Sicilien noch nichts gesagt. Ihre Gesetze, ihre Sitten, ihre ganze Staatsverwaltung ist gänzlich von der neapolitanischen verschieden.

Diesen schönen Theil der neapolitanischen Staaten, wo eine Million Menschen lebt, denen die Natur ihre Schätze darreicht, Schätze, welche ehedem die Römer ernährten; wo die schönen Künste so manches Meisterwerk für Athen und Rom und für die ganze Welt verfertigten, den überläßt man seit Jahrhunderten den Vicekönigen und dem Etna.

Eine Hofkabale hat der Insel endlich einen Marchese Caraccioli zugeschickt, der als Vicekönig alle Mißbräuche mit dem Messer auszurotten sucht. Vergebne Mühe; sie sprossen nur mit desto stärkerem Triebe wieder hervor. Er sollte sich der Zeit zu diesem End-

Endzweck bedienen, allein er möchte gern seines Werks froh werden, und seine Statthalterschaft geht zu Ende.

Die Sicilianer werden in Neapel als Fremde betrachtet; bey Hofe gar als Feinde.

Man wähnt, sie mißhandeln, heisse: sie regieren; man wähnt, man müsse sie zu demüthigen Sklaven machen, um treue Unterthanen an ihnen zu haben.

Im Ganzen hält sogar das Ministerium Sicilien für einen unbequemen Auswuchs. Der Hof sieht nichts als Neapel. Eine große Hauptstadt am Fuß des Throns, ist wie ein hoher Berg, der ganze Provinzen verdeckt.

Wie ist es möglich, daß alles in Neapel, ohne Polizey, bey einer so schlechten Gesetzgebung und bey dieser Staatsverwaltung, noch im Gange bleibt?

Der Mensch thut nicht Böses, um Böses zu thun, sondern um sich ein Gut zu verschaffen. Nun kostet aber hier zu Lande das Gute weniger Böses als in andern Ländern; man läßt sich in warmen Ländern am negativen Guten gnügen; unter einem gemäßigten

Him-

Himmelsstrich verlangt man im Gegentheil positives Gut; dort ist es zum Wohlseyn genug, daß man nicht leide; hier hingegen ist noch Vergnügen nothwendig. Allein bekanntlich entstehen die meisten schweren Verbrechen nicht dadurch, daß man den Schmerz flieht, sondern daß man dem Vergnügen nachjagt.

Daher kommt es zum Theil, daß in diesem Königreich bey so wenig Polizey so wenig Unordnung vorhanden ist.

Das Klima ist die neapolitanische Polizey, das Messer die römische, das Spioniren die französische.

Der König, der die Güte selbst ist, läßt sichs seit einiger Zeit angelegen seyn, ein guter Regent zu werden.

Die Königin hat den Ruf, daß ihr Verstand und Grazie in gleichem Maße zu Theil worden sind; und sie ist reich an Grazie!

Beyde Souverains sind sehr zu entschuldigen, wenn sie beym Antritt ihrer Regierung einige Fehler begiengen. Sie wurden in ihrem funfzehnten Jahr ihrer Jugend und ihrem Thron

Thron überlassen. Sie kamen aus der Schule der alten spanischen Minister, die sie gelehrt hatten mit der Krone zu spielen, nicht sie zu tragen; die ihnen ihre Regierung gestohlen hatten.

Hundert und neunter Brief.

Neapel.

Ich fasse in diesem Briefe mehrere vereinzelte Gegenstände zusammen.

Wie wäre es möglich, die zwölf Propheten unbemerkt zu lassen, die Spagnolet im Gewölbe der Karthäuserkirche gemalt, oder vielmehr hingestellt hat, denn die Illusion ist vollkommen.

Die Köpfe sind von so schönem Charakter, daß ich wirklich glaubte, Propheten zu sehen.

Man muß diese Gemälde als die Meisterstücke eines großen Malers, als Meisterwerke der Kunst betrachten. Spagnolet arbeitete zwar mit einem finstern, strengen, aber doch kräftigen Pinsel. Er hatte sichs augenscheinlich vorgesetzt, wie Caravaggio, das Auge vielmehr durch Kontraste zu erschrecken und zu erschüttern, als durch Schattirungen und Abstufungen zu rühren oder ihm zu schmeicheln. Er verschwendet Licht und Schatten.

Die

Die so reiche Karthause hätte schon an diesen zwölf Gemälden des Reichthums genug. Die Regierung scheint wenigstens dieser Meinung zu seyn, denn von Zeit zu Zeit muß das Kloster seinen Ueberfluß mit ihr theilen.

Was rühmt man doch an dem Gemälde des Solimene, der Vertreibung Heliodors aus dem Tempel? Er ist ein ungeheures Stück, und füllt die ganze Breite des Schifs in der Kirche Giesu nuovo; allein die Composition ist verwirrt, ohne Auswahl, ohne Wirkung, ohne Interesse. Figuren sinds und Farben!

Das ist doch unverschämt, auf Sannazaros Grab ein solches Epitaph zu setzen! Sannazaro verlebte seine Tage auf dem Parnaß, an Höfen, in Lagern, und starb im Kloster. Aus Versen, die er dem Virgil, dem Ovid und Tibull entwendete, flickte er ein Gedicht über die Entbindung der Jungfrau und einige erotische Gedichte zusammen, die ihren heutigen Ruf dem Umstande verdanken, daß man sie nicht mehr ließt!

Da ſacro cineri flores. Hic ille Maroni
Sincerus (*) muſa proximus ut tumulo.

Wer? Sannazaro ſollte dem Virgil durch ſeine Verſe ſo nah gekommen ſeyn, wie durch ſein Grab?

Die Wuth der Schöngeiſterey und die Liebe zur Antitheſe mögen dieſe Sünde verantworten. Sie opfern ſo manche Wahrheit, ſie bilden ſo manches Ungeheuer aus widerſinnigen Theilen! Sie ſtellen einen Sannazaro neben den Virgil!

Von den neapolitaniſchen Katakomben würde ich Euch etwas erzählen, wenn ich Euch nicht ſchon die römiſchen beſchrieben hätte. Ihr Verdienſt liegt in dem Eindruck, den ſie machen. Eine ſchwermüthige Phantaſie, die ſich gern in Finſterniſſe hüllt, und gern dem Tode nähert, wird ſich immer in dieſen Gewölbern gefallen.

Ich kann Euch von der jährlichen Wunderthat, dem flüßigwerdenden Blute des San Gennaro keine Nachricht geben, weil ſie nicht in dieſer Jahrszeit geſchieht, wo ſie gar

(*) Der Zuname des Sannazaro.

gar zu natürlich wäre. Nur soviel kann ich Euch sagen, daß dieses Wunderwerk seit einiger Zeit in üblem Rufe steht, und bald, sagt man, wird es ganz aufhören.

Vielleicht wird es bald nur Ein Wunder geben im Weltall: das Weltall selbst!

Hundert und zehnter Brief.

Neapel.

Gestern hatten wir den ganzen Tag solches abscheuliches Wetter, daß ich nicht habe ausgehen können.

Erwartet also heute keine Beschreibung von Neapel oder von seinen Gegenden. Hier ist indessen eine kleine Entschädigung, so gut ich sie geben kann; eine Nachahmung einer tibullischen Elegie, die ich gestern zu Stande gebracht habe.

Es ist eine Art des Hymnus, den dieser Dichter für die Cerealien oder Feste der Ceres verfertigt hatte (*).

(*) Unsere Leser werden es uns verzeihen, daß wir den Tibull nicht aus dem Französischen übersetzen. F.

Hundert und eilfter Brief.

Neapel.

In der Kirche zu San Gennaro habe ich das Grab jenes unglücklichen Königs von Neapel, Andreas des Zweyten gesehen, der in seinem siebenten Jahr mit Johanna der ersten versprochen, und am Tage vor seiner Krönung, im Kreise seines ganzen Hofes ein Schlachtopfer der Treulosigkeit seiner jungen Gemahlin ward. Liebe war's, die ihr das Verbrechen zuflüsterte, Jugend, die es wagte, Schönheit, die es entschuldigte, Politik, die es rechtfertigte, und ein Pabst, der es für Gold heiligte. Aber die Natur und das Gewissen und Ludwig von Ungarn verziehen es nie. Mit der schwarzen Fahne in der Hand eilte Ludwig der Zweyte von Ungarn aus Deutschland hinüber, um seines Bruders Tod zu rächen. Vierzig Jahre lang verfolgte, bedrohte, suchte er das Haupt der Verbrecherin, das zuletzt, von Unglück und Reue gebleicht, mit seiner Krone zugleich un-

unter dem Schwerd der Rache sank. Das Blut des ersten Gemahls färbte also noch Johannens Haupt, nach viermaliger Ehe.

Der unglückliche Andreas der Zweyte ward zu Averso ermordet, und zum Fenster hinabgestürzt. Seine Amme suchte den Leichnam, und fand ihn am dritten Tage. Mit Hülfe eines Domherrn zu San Gennaro brachte sie ihn des Nachts in diese Kirche, wo ihn der edle Priester mit treuen Zähren netzte, und heimlich begrub. In der Folge setzte er ihm auf eigene Kosten jenes bemerkenswerthe Denkmal.

Indem ich hier von Johannen der ersten und dem Grabmal ihres ermordeten Gatten spreche, fällt mirs ein, daß dies der schicklichste Ort ist, auch von Johannen der Zweyten, und dem Grabmal ihres Liebhabers in der Kirche San Giovanni zu sprechen. Das Schicksal dieses Liebhabers, Giovanni Caraccioli, hat mit dem Schicksal des berühmten Essex sehr viel Aehnlichkeit. Wie Essex, hatte Caraccioli das Unglück, in der ersten Blüthe seines Alters einer schon bejahrten Königin zu gefallen; das

Un-

Unglück, sich von der Seite des Ehrgeizes für das Langweilige dieser Verbindung schadlos halten zu wollen, sich auf die letzte Leidenschaft eines Weibes zu fest zu verlassen, und eine Königin tief zu beleidigen, indem er glaubte, nur mit seiner Dame sich zu entzweyen. Wie Essex, färbte er mit seinem Blute das Schaffot, auf Befehl einer Liebhaberin, die unglücklicher Weise alles vermochte. Johanna starb, wie Elisabeth, bald nach der Hinrichtung ihres Geliebten; Liebe und Reue zehrten an ihrem Leben, vor jenem angebeteten, blutigen Haupte, welches ihr Tag und Nacht vor Augen schwebte.

Indem ich diese Gräber verließ, gieng ich am Seegestade nach Posilippo spazieren. Es war Abend. Ich kam an einem alten, unbewohnten Pallaste vorbey, wo sich Johanna ehedem aufhielt. Jetzt ist er den Wellen überlassen, die ihn bespülen, und der Zeit, die ihn zerstört. Hier blieb ich stehen, und setzte mich auf einen Stein. Beym hellen Schimmer des Mondes horchte ich dem Rauschen der Wellen, die zu meinen Füßen verrauschten. Mich ergrif es mit köstlicher, düsterer

Schwer-

Schwermuth bey der Erinnerung an jene Gräber, an jene königlichen und blutigen Liebesgeschichten; bey dem tragischen Namen Johanna, beym Anblick des alten, verödeten Pallasts, bey dem elyseischen Mondschein, bey der Abendkühle und dem Murmeln der Wellen, die mir zuströmten, sich brachen, und im Innern des Pallastes wiederhallten zwischen seinen Trümmern! Stille Thränen rollten über meine Wangen herab.

Hundert und zwölfter Brief.

Pompeia.

Ich wandle staunend von Haus zu Haus, von Tempel zu Tempel, aus einer Straße in die andere; vor zweytausend Jahren erbauten Römer diese Stadt, wohnten Römer in dieser Stadt, die ein König von Neapel ausgraben läßt. Unversehrt steht sie da. Es ist Pompeia.

Ihre Einwohner schliefen. Plötzlich erhob sich ein heftiger Sturm, riß vom Gipfel des Vesuv einen Theil seiner Aschenlagen los, und schleuderte ihn wirbelnd durch die Lüfte über Pompeia hinab. In einer Viertelstunde ward Pompeja verschüttet, und Herkulanum und Sorrentum und eine Menge Städte und Dörfer, mit tausenden von Menschen, unter denen auch Plinius sich befand.

Schreck

Schreckliches Erwachen der Einwohner! Ohne Zweifel fluchten sie dem Vesuv, der Asche und der Lava. Wie unvorsichtig, Pompeia am Fuße des Vesuv, auf seiner Lava und seinen Aschenhügeln zu erbauen!

Wahrlich, die Menschen machen es wie die Ameisen. Ein Unfall zerstört ihren Ameishaufen, und im nächsten Augenblick legen sie ihn wieder dort an.

Pompeia ward mit Asche bedeckt. Die Nachkommenschaft derer, die in jener Asche das Leben verloren, pflanzte Weinstöcke, Maulbeer- Feigen- und Pappelbäume darin; aus den Dächern der Stadt wurden Gärten und Aecker.

Eines Tages bereitete man das Erdreich; der Spaten drang ein wenig tiefer als sonst; er stieß auf etwas, es war die Stadt Pompeia.

Der König von Neapel ließ nachgraben. Allein sey es ein Fehler der Beamten, oder Gleichgültigkeit der Vorgesetzten, oder greift

die Luft wirklich diese Ruinen an, daß sie von ihrer Berührung zerfallen; kurz, in Zeit von dreyßig Jahren hat man kaum den dritten Theil der Stadt ausgegraben.

Wenn man nach Pompeia kommt, ist der erste Gegenstand das Quartier der Soldaten.

Denkt Euch ein länglichtes Viereck von Gebäuden, und darin eine Menge abgesonderter Kammern, mit einer Facciate, welche auf einer ringsumherlaufenden Halle ruht.

Die Säulen sind gereift, ziemlich schlank, roth angemalt, und thun gute Wirkung.

Ich bin in etlichen Kammern gewesen. In der einen fand ich eine Mühle, womit die Soldaten ihren Waizen zum Brodbacken mahlten, in einer andern noch eine, womit sie das Oel aus den Oliven preßten. Die erste war unsern Kaffeemühlen ähnlich; die andere besteht aus zwey Mühlsteinen, die man mit der Hand in einem großen Mörser um eine eiserne Spindel bewegt.

In

In einer andern Kammer fand ich Fesseln, die noch an den Beinen eines Delinquenten festsassen; in noch einer andern waren Knochenhaufen befindlich; in einer andern ein goldenes Halsband.

Aus dem Soldatenquartier führte mich mein Wegweiser in die Stadt.

„Wie heißt diese Straße?

„Das Pflaster hätte Ausbesserung nöthig.

„In dem tiefen Geleise, welches die Kar„renräder auf den großen Lavastücken einge„schnitten haben, werden die Kutschen um„werfen.

„Mir gefallen die Fußbänke zu beyden „Seiten entlangs den Häusern.

„Aber wo sind denn die Einwohner alle „hin?" Es ist ja kein Mensch in den Läden, „und niemand auf der Straße, und alle „Häuser stehen offen!

„Ich will doch erst die Wohnungen rechter „Hand besehen.

„Dies

„Dies ist keine Privatwohnung; eine so „ungeheure Menge von chirurgischen Instru„menten giebt zu erkennen, daß der Ort eine „besondere Bestimmung hatte. Ohne Zweifel „war es ein chirurgischer Hörsaal!“

Wie klein sind diese Häuser! wie unbequem ist die Eintheilung der Zimmer! Jedes Zimmer vereinzelt ohne Zusammenhang mit den andern! Allein dafür herrscht eine ausnehmende Reinlichkeit und Zierlichkeit überall. In jedem Hause ist inwendig eine Halle; ein Pflaster en mosaïque, eine Kolonnade im Viereck, und in der Mitte eine Cisterne, welche das Wasser von den Dächern empfängt. In jedem Hause sind warme Bäder und Dampfbäder, und überall Gemälde al Fresko, von bestem Geschmack auf lieblichen Grund gemalt. Ist denn Raphael etwa hier gewesen, um seine Arabesken zu kopiren?

„Nun auch auf die andere Seite der Straße „gegangen.“

Hier hat jedes Haus drey Stockwerke. Sie stehen auf der Lava, die hier gleichsam einen Berg bildet, an dessen Abhang man ge-

gebaut hat. Aus dem dritten Stock tritt man oben in die Straße; aus dem untersten in einen Garten. Ich will diese Treppe hinabsteigen. Artig, daß diese Kolonnade rund um den Garten läuft! Man kann drunter wandeln, wenn die Sonne sticht, oder wenn es regnet.

Was ist das in jener Kammer? Zehn Todtenköpfe sinds. Hieher flohen die Unglückseligen, hieher, wo keine Rettung für sie war? Dieser Schädel gehört einem kleinen Kinde. Sein Vater und seine Mutter sind wohl auch da? Fort, wieder hinauf; hier hat das Herz keine Ruhe.

Ich gehe in den Tempel, denn er steht ja offen. Wer ist der Gott in dieser Blende? Es ist der Gott des Stillschweigens, er gebietet Stille mit dem Finger, und zeigt auf die Göttin Isis im Allerheiligsten.

Im Vorhof erblickt man drey Altäre. Hier schlachtete man das Opferthier. Durch diese Rinne floß das Blut, und rann in jenes Becken in der Mitte, aus welchem es auf die Köpfe der Priester tropfte. Die klei-

kleine Kammer neben jenem Altar ist gewiß die Sakristey. In diesem Bade reinigten sich die Priester. Jetzt wollen wir ins Allerheiligste steigen. Es ist sehr enge. Wie viel Säulen? Sechs, und diese klein genug. Das Fronton ist geschmackvoll. Wozu diese zwey Thüren zu beyden Seiten des Altars? Ich verstehe schon. Die Betrüger schlichen sich durch diese Thüren, um zwischen dem Altar und der Wand die Gottheit sprechen zu lassen. Armes Volk! man hat dich also von jeher betrogen! Komm und sieh, wie sie gestern auf deine Kosten zu Abend sich gütlich thaten. Die Tafel ist noch nicht abgetragen; sie haben frische Eyer gegessen, und guten Wein getrunken.

Siehe da sind Inschriften; ein Denkmal zum Gedächtniß der Wohlthäter der Isis — oder ihrer Priester. Diese Leute heissen in der Priestersprache Andächtige; ein seltsames Synonym von Betrogenen.

Aus dem Isistempel gieng ich bey..... vorüber. Ich schreibe nicht aus; Ihr werdet es errathen.

Der

Der Tempel des Priap ist dicht neben dem Isistempel.

Die Alten hatten davon andere Begriffe, folglich andere Sitten.

Hier kann ich nicht mehr weit von Aufidius Landhause seyn, denn ich sehe schon das Stadtthor. Dies ist das berühmte Grabmal der Familie des Diomedes. Ich will erst unter diesen Hallen ein wenig ausruhen, wo sich die Philosophen zu setzen pflegten.

Man hat mich nicht unrecht berichtet. Das Landhaus des Aufidius ist allerliebst; die Freskomalerey ist köstlich. Welch ein lebhaft blauer Grund! Wie haushälterisch, mithin wie geschmackvoll sind die Figuren in den Abtheilungen angebracht! Flora selbst hat diesen Blumenkranz geflochten. Wer aber hat diese Venus, den Adon, im Bade dort den Narciß, und hier den reizenden Merkur gemalt? Es kann noch nicht acht Tage her seyn, daß sie gemalt wurden.

Die

Die Halle um den Garten, und um die Halle den bedeckten viereckigten Keller finde ich schön. Was für Wein hält diese Amphora? Ich vermuthe Falerner. Wie viel Consule alt ist der Wein?

Es ist spät. Es ist Zeit ins Schauspiel zu gehen. Ich will ins bedeckte Theater; es ist geschlossen. Nun also, ins unbedeckte; auch das ist geschlossen.

Ich weiß nicht, ob Ihr Euch jetzt eine Vorstellung von Pompeia machen könnt.

Hundert und dreyzehnter Brief.

Neapel.

Ach ewig Schade, daß dieses Land so schlecht verwaltet wird!

Dieses Ausrufs kann man sich nicht enthalten, wenn man das herrliche Land mit einem Blick, vom Gipfel der Gebirge, die es krönen, sey es von Posilippo, oder von der Spitze des Vesuv, von dem Hause der Hieronymiten zu Renella, oder vom Karthäuserkloster überschaut.

In diesem Kloster wars, wo einst ein nachdruckvolles Wort gesprochen ward. Beym Anblick der prächtigen Landschaft rief ein Reisender, in Gegenwart eines Karthäusers: Hier ist Glückseligkeit! O ja, setzte der Einsiedler hinzu: für die Vorübergehenden.

Die Aussicht zu Renella ist mir jedoch lieber; ein Gemälde würdig eines Vernet und Robert, oder eines Delille, Roucher und St. Pierre: Flüße, Thäler, Wälder, Berge und Hügel, Vulkane und Meeres-

Meereswogen, die Stadt, wo Tasso das Licht erblickte, und die Stadt, wo Virgil gestorben ist.

Wunderwürdige Vereinigung der frischesten, lebendigsten, schönsten Farben, mit denen die Natur das Weltall ausgemalt hat! Funkelndes Gold der Gestirne; beseelter Schmelz der Blumen; brennende Glut des Vulkans, dunkles Blau der Wogen, sattes Blau des Himmels, reines Licht der Sonnenstralen! Fügt diesem Gemälde hinzu, was die Horen ihm geben und nehmen, indem sie leichtfüßig die reizende Gegend durchstreifen; die Schatten, die Beleuchtungen, die Farbentöne, womit jede, wenn die Reihe sie trift, den Pinsel der Natur führt, den Erdkreis auffrischt und zu einem neuen Bilde umschaft. Frische des Morgens, Glanz des Mittags, Ruhe und Stille des Abends, und Liebesathem der Nacht:

Hundert und vierzehnter Brief.

Neapel.

An meinen Sohn.

In meinem vorletzten Briefe an deine Mutter, lieber Karl, erwähnte ich den Tod des ältern Plinius, das will so viel sagen, als des ersten Büffon. Diese bloße Erwähnung wird deine Theilnahme und deine Neugierde aufgeregt, aber keine von beiden befriedigt haben. Wärst du ein fertiger Lateiner, so würde ich dir rathen, sie selbst zu befriedigen, und zwey Briefe des jüngern Plinius an den Tacitus, über jenen traurigen Vorfall nachzulesen. Allein das übersteigt noch deine Kräfte, lieber Kleiner; ich muß dir also wohl zu Hülfe kommen, und dir die Erzählung des Plinius im Auszug herschreiben.

Vor allem aber, lieber Karl, denke dir recht lebhaft die ganze Wichtigkeit eines Briefs, wo der Lobredner Trajans dem Geschichtschreiber Tacitus den Tod des großen Naturforschers Plinius erzählt, der zu Anfang

der

der Regierung des Kaisers Titus ein Opfer des ersten bekannten Ausbruchs des Vesuvius ward (*).

„Du forderst eine Nachricht vom Tode „meines Oheims, um sie, mit deinem Ausdruck, der Nachwelt genau zu überliefern. Diese Absicht erheischt meinen Dank. Schon das „unauslöschliche Andenken an eine Verwüstung, „welche meinen Oheim zugleich mit ganzen „Nationen dahin raffte, versprach seinem Namen ewige Dauer; mit ewiger Dauer schmei-„chel-

(*) Ich weiß wirklich nicht, ob es einer Apologie bedarf, daß ich, mit Zuziehung des lateinischen Textes, diese Umarbeitung des plinianischen Briefes hersetze. Gelehrten Lesern ist die Geschichte bekannt, vielleicht auch manchen andern. Wie aber, wenn sie hier einen andern Nutzen leistete? Wenn wir in Deutschland daraus lernten, daß es noch einen andern Weg giebt, der Jugend Kenntnisse beyzubringen, als unsere spielende, tändelnde, geschwätzige, oberflächliche, gedankentödtende, maschinenbildende, und gleichwohl beliebte Methode? Uebrigens erinnert insbesondere dieser Aufsatz so lebhaft an die Bestimmung der ganzen Sammlung von Briefen, das Gefühl und die Beurtheilungskraft rege zu machen, nicht leblose Bilder zu häufen! F.

„chelten ihm schon seine Werke; allein er lebt „sicherer in einer Zeile meines Tacitus! „Glücklich, wenn die Götter das Loos fallen „liessen, denkwürdige Thaten zu vollbringen! „oder lesenswerthe zu beschreiben; glücklicher, „wem beides ward. Mein Oheim hatte dieses „beneidenswerthe Schicksal. Desto bereit„williger erfülle ich deinen Befehl, wodurch „du mir vielmehr eine Gunst gewährest.

„Mein Oheim war zu Misenum und com„mandirte die Flotte.

„Am drey und zwanzigsten August, unge„fähr um ein Uhr Nachmittags lag er und „studirte, nachdem er im Sonnenschein geru„het und kaltes Wasser getrunken hatte. Meine „Mutter kam und erzählte ihm, es sey eine „Wolke von ungewöhnlicher Grösse und Ge„stalt zu sehen. Er stand auf, und betrach„tete das Phänomen an einem erhabenen Orte; „doch der Entfernung wegen konnte er nicht „wissen, daß es vom Vesuv aufstieg. Die „Wolke war einem Fichtenbaume ähnlich, des„sen Gipfel auf einem hohen Stamm in Aeste „zerfloß. Wahrscheinlich stieß ein unterirdi„scher Wind den Dampf aus bis in die Höhe,

„wo

„wo er sich verlieren mußte. Bald schien die „Wolke weiß, bald schwarz oder schäckig, je „nachdem sie mit Erde und Asche belastet war.

„Mein Oheim staunte und achtete die Er„scheinung einer näheren Untersuchung werth. „Gleich ließ er eine Galeere kommen, und er„laubte mir mitzugehen. Ich blieb aber lieber „zurück, denn ich hatte eben etwas für ihn „selbst zu schreiben. Seine Schreibtafel in „der Hand, gieng er allein zu Schiffe.

„Mittlerweile studirte ich fort, gieng ins „Bad, und legte mich zu Bette, doch ohne „schlafen zu können. Das Erdbeben dauerte „schon seit etlichen Tagen; jetzt ward es hef„tiger, und erschütterte nicht blos, sondern „schien alles umkehren zu wollen. Ich stehe „auf, um meine Mutter zu wecken, und plötz„lich steht schon meine Mutter vor mir da.

„Wir setzten uns draussen, zwischen der „See und dem Hause. Um keine Zeit zu ver„lieren, lasse ich mir meinen Livius bringen, „lese und excerpire wie zuvor. Wars Fas„sung? War es Ueberlegung? Ich kanns „nicht entscheiden; ich war damals nur acht„zehn Jahre alt. In eben dem Augenblick

„kommt

„kommt ein Freund meines Vaters an, der „kürzlich aus Spanien angelangt war, um „ihn zu besuchen. Er wirft meiner Mutter „Sorglosigkeit, mir Tollkühnheit vor; ich „wendete meine Augen nicht vom Buche ab. „Die Häuser fiengen indessen bald an derge- „stalt zu wanken, daß wir uns endlich ent- „schlossen, Misenum zu verlassen. Das Volk „lief uns in vollem Schrecken nach; denn die „Furcht ist gewöhnlich eine Nachahmerin.

„Vor der Stadt hielten wir inne. Neue „Wunder und neue Schrecknisse warteten un- „ser. Das Meer trat immer mehr von seinen „Ufern zurück; die Seethiere lagen haufenweis „auf dem trockenen Strande. Das Ufer bebte „und schien die Wellen von sich abzuschütteln. „Vor uns trat eine schwarze mit Feuer bela- „dene Wolke am Horizont hervor, und sprühte „flammende Blitze.

„Meines Oheims Freund drang jezt stärker „in uns: Rettet Euch, rief er. Lebt der Oheim, „so ist das sein Befehl; ist er nicht mehr, so „war es sicher sein Wunsch. — Wir wissen „nicht, antworteten wir, was aus ihm ge- „worden ist, und sollten unsertwegen fürch-

„ten?

„ten? — Bey diesen Worten eilte der Spa„nier davon.

„Gleich darnach senkte sich die Wolke her„ab, und bedeckte das Meer. Wir sahen Ca„prea nicht mehr und nicht mehr das Miseni„sche Vorgebirge. Rette dich, theurer Sohn, „schrie meine Mutter; rette dich! du mußt „und kannst es, weil du jung bist. Unter der „Last meiner Jahre und meines Körpers will „ich gern erliegen, wenn ich nur nicht schuld „an deinem Tode bin. — O Mutter, keine „Rettung ohne dich; — Ich ergreife ihre „Hand und reisse sie mit mir fort. — Mein „Sohn, klagte sie, ich halte dich auf!

„Es fiel schon ein wenig Asche; ich sah „mich um. Ein dicker Rauch, der sich wie „ein Strom über die Erde ergoß, stürzte uns „nach. Laßt uns vom Wege ablenken, sagte „ich, sonst wird uns das Gedränge im Fin„stern zertreten. Kaum hatten wir das ge„than; es war Nacht, stockfinster Nacht; so „hörten wir Weiber heulen, Kinder wim„mern, und Männer schreyen. Eltern, Kinder, „Gatten riefen einander zu, erkannten sich „an der Stimme. Hier bejammerte man sein

„Schick-

„Schicksal, dort das Schicksal der Seinigen; „einige beteten, andere glaubten an keine „Götter mehr; viele riefen den Tod gegen den „Tod selbst zu Hülfe. Das sey nun, sagte „man sich, die letzte, ewige Nacht. Dazu ka„men noch eingebildete Schrecken und falsche „Trauerposten. Die Furcht übertrieb alles, „glaubte alles.

„Ein matter Schimmer durchdrang jetzt „die Finsterniß. Es schien als nahte sich der „Brand; allein er hielt wieder inne, und er„losch. Alles war finster wie zuvor. Es fiel „ein starker Aschenregen. Von Zeit zu Zeit „richteten wir uns auf, um ihn von unsern „Kleidern abzuschütteln. Soll ichs sagen? „Mitten unter diesen Schrecken entfiel mir „nicht ein Klagelaut. Ich war auf den Tod „gefaßt, und mich beruhigte der Gedanke: „das Weltall vergeht!

„Endlich verdünnte sich jene Finsterniß, „und verwandelte sich in Nebel und Dampf. „Es tagt! die Sonne zeigt sich, jedoch nur „trübe, wie während einer Verfinsterung. „Welch ein Anblick für unser zitterndes Auge! „Alles lag unter der Asche, wie des Winters

„unter

„unter Schnee begraben. Wir kehrten nach „Misenum zurück, nahmen einige Erfrischung „ein, und brachten dann wieder eine Nacht „zwischen Furcht und Hoffnung hin; doch „mächtiger war die Furcht. Weder die aus-„gestandene, noch die bevorstehende Gefahr „konnte uns indessen bewegen davon zu ge-„hen, bis wir Nachricht von meinem Oheim „erhielten.

„Er hatte, wie gesagt, eine Galeere be-„stiegen, und fuhr nach Retina und andern „Flecken entlangs der Küste. Alle Einwoh-„ner entflohen, er aber gieng ans Land, oder „steuerte der Gefahr entgegen, betrachtete die „Rauchwolke, folgte allen ihren Verwand-„lungen, und diktirte was er sah. Schon „fiel die Asche dichter und heisser auf sein „Schiff, die Bimssteine flogen umher, die „Berge stürzten ein.

„Mein Oheim bedachte sich einen Augen-„blick, ob er umkehren sollte. Der Steuer-„mann bat ihn darum. Wer Muth hat, „rief er, hat auch Glück. Steure zum „Pomponianus. Dieser war zu Stabii „jenseits des Busens. Mein Oheim fand ihn

„zitternd,

„zitternd, umarmte ihn, sprach ihm Muth „ein, und um ihn durch seine Sicherheit zu „beruhigen, badete er sich, speißte mit ihm, „und war sehr aufgeräumt, oder was nicht „minder groß ist, er schien es zu seyn.

„Mittlerweile brachen die Flammen aus „dem Vesuv von allen Seiten durch die Fin„sterniß hervor. Was da brennt, sind ver„lassene Dörfer, sagte mein Oheim den Leu„ten, um sie zu beruhigen. Hierauf gieng „er zu Bette und schlief ruhig ein. Allein „während daß er im tiefen Schlafe lag, füllte „sich der Haushof mit Asche, welche bald al„le Zugänge zu verstopfen drohte. Man weckt „ihn; er steht auf, kömmt zum Pomponia„nus und berathschlagt sich mit ihm und den „Seinigen, was jetzt zu thun sey; ob sie im „Hause bleiben, oder aufs freye Feld hinaus „flüchten sollen? Blieben Sie, wie wäre es „möglich gewesen, den Folgen des Erdbe„bens zu entgeh n? Draussen mußten sie aber „den Bimssteinregen befürchten. Man wähl„te das leztere; die Menge aus Angst, mein „Oheim nach reifer Ueberlegung.

„Mit

„Mit Polstern über den Kopf gebunden, „flohen sie jezt zur Stadt hinaus. Der Tag „war bereits angebrochen, dort aber herrschte „noch finstre, schreckenschwangere Nacht. „Man zog bey Fackelschein. Mein Oheim „gieng an den Strand; noch tobte das Meer „mit Ungestüm. Er legt sich hin auf ein aus„gebreitetes Tuch, und läßt sich einen Trunk „Wassers reichen. Plötzlich brechen helle Flam„men hervor; man spürt ihren Vorläufer, „einen starken Schwefelgeruch, und alles sucht „zu entfliehen. Mein Oheim stützt sich auf „zween Sklaven, um aufzustehen; allein so„gleich erstickt ihn der dichtere Dampf; er „stürzt hin und — stirbt."

Am Vorabend dieses Ausbruchs, lieber Sohn, konnten die Naturforscher noch auf dem Gipfel des Vesuv unter Blumen lustwandeln, und zweifeln, ob dieser Berg auch wohl ein Vulkan sey?

Jene schreckenvolle Erzählung, mein Karl, zeigt dir also zu gleicher Zeit den ersten bekannten Ausbruch des Vesuv, einen der traurigsten Auftritte auf dem großen Schauplatz der Natur, eine der unglücklichsten Todes-

arten, einen unerschütterlichen Trieb sich Kenntnisse zu erwerben, einen der vortreflichsten Köpfe des Alterthums, und könnte dich lehren, was mütterliche Zärtlichkeit ist, wenn du deine eigne Mutter nicht hättest.

Hundert u. fünfzehnter, u. letzter Brief.

Neapel.

Gestern, vor Anbruch der Morgenröthe, schiffte ich mich ein, um die zerstreuten Inseln des neapolitanischen Busens zugleich mit der Sonne zu besuchen.

Ich sah die Sonne hervorsteigen aus den Fluthen, und scheiden den Himmel und das Meer; es hob sich der Himmelsbogen, es streckte sich die Fläche des Meeres. Die Sonne fuhr dahin über den Gipfel von Posilippo, dann über Misenum fort, und glänzte funkelnd in den Wellen, welche Procita, Ischia und Nisida bespülen. Weiterhin erreichte sie wieder eine Stelle, wo Wasser und Luft aneinander gränzen, und ihre mildesten Strahlen berührten Bajä und Puteoli, und den dazwischenliegenden Busen; den Monte nouvo, der in einer Nacht von einem Vulkan aufgeschüttet ward; den Monte barbaro, wo ehedem der Falernerwein reifte; endlich die

die elysäischen Gefilde, die Trümmer von Cumä, und die Ruinen sieben vor alters an diesem Gestade blühender Städte.

Daß du einen Augenblick verweiltest, Sonne! daß ich diese Lieblingsplätze der Natur durchirre, von ihr dazu geschaffen, um die Römer nach der Eroberung des Erdenrunds zu erquicken, oder diese Eroberung sie vergessen zu lassen!

Hier lande ich mit den Fluthen zugleich unter der zweyten Halle des misenischen Amphitheaters. Ich steige hinauf zur höheren Halle, und betrachte, wie allmälig das Meer in achtzehnhundert Jahren den großen Schritt in dieses Amphitheater gethan! Wer sagt mir, wie viel Jahrhunderte der Natur zugezählt sind, um alle ihre Kreise zu durchlaufen?

Ich steige wieder hinab, und irre trocknes Fußes in jenem Fischbehälter umher, der mit so grossem Rechte die *piscina admirabile* heißt; das ungeheure Becken ruht auf so vielen starken Pfeilern; ihre Masse, ihre Anzahl, der unauflösliche Mörtel, die kühne Wölbung, und selbst die Trümmer, alles erinnert mich an die Grundfeste des römischen Reichs.

Vor

Vor drey Reihen und Gräbern gieng ich vorüber; sie standen über einander, und die Zeit hatte sie dem Lichte geöfnet. Hieher also, an den Rand dieses Wassers, das nur ein Kanal von dem übrigen neapolitanischen Busen trennt, brachten die Einwohner von Misenum ihre Leichen? In diesem schwarzen, gräslichen pesthauchenden Pfuhl sind Bewegung und Leben nicht mehr. Hier ist Tod und Verwesung.

Was sehe ich? Hier ist Elysium! Heilige Stille! Selige Ruhe! Himmlische Kühlung! Ewige Dämmerung unter jenen dichten Schatten, auf jenen einsamen Pfaden, wo süsse Schwermuth weht!

Wenige Schritte weiter finde ich die Hölle, einen bewundernswürdigen Kontrast, den Tibull so treu geschildert hat, daß ich bey dem ersten Anblick mich seiner Verse erinnerte.

Von den elysäischen Gefilden gieng ich hin, und besuchte die Ueberreste der Tempel umher, von Venus Genitrix, Diana und Merkur, die Trümmer von Nero's Bädern, die Ruinen so mancher Landhäuser; ich besuchte jene verfallenen Badstuben, wo man Gesundheit wiederfand; jene Thermen, die Quellen

des vielfachen Genusses, und vor allem jenes reizende Gestade, das der züchtigen Schönheit so gefährlich, und so hold der Liebe war, wo Zephyr und die Luft und das Meer und alles, alles das Herz und den Verstand von ernsten Gedanken abzog. Hier, beym üppigen Gesang weicher Kehlen und Instrumente, beym Hauch der lauen Weste, beym lieblichen Geflöte der Vögel, verhallten die Töne der kriegerischen Trompete, welche den Völktrn die Siege Roms verkündigte, und Rom zu neuen Siegen rief. Hier sangen, tanzten, girrten Feldherren, Konsule, Kaiser, und während dieses Augenblicks athmeten die Nationen, und trockneten ihre Zähren.

Ich begreife es nun wohl, mitten unter diesen Trümmern und an diesem Zaubergestade — Als die Tempel noch unversehrt hier standen, als man die Feste und Mysterien der Liebesgöttin begieng, als dem Merkur geopfert ward, als zu diesen Thermen, Dampfstuben und Bädern, diesen Wohnsitzen der Lust, der Gesundheit und Stärke, noch Römerschaaren aus- und einströmten, als die Edlen Roms und die Schönen Italiens die Theater besetzten, als der Meerbusen

wim-

wimmelte von Purpursegeln, von wehenden Wimpeln und bekränzten Masten, und auf einem mit Rosen bestreuten Meere die Blüthe der Jugend, gaukelnd und schimmernd hin- und herschifte, als endlich zur Stunde, wenn die Sonne sich aus dem Aether in die Wogen senkt, zur verführerischsten Stunde des Abends, hier alles Wollust athmete, der Wollust alles sich ergab — ja, nun begreife ich, daß man damals einem Cicero über sein Landhaus zu Baiä Vorwürfe machen konnte; daß Seneka auf der Durchreise eine Nacht dort zuzubringen sich nicht getraute, und Properz seine Cynthia dort im Augenblick ihrer Ankunft für treulos hielt.

Mir selbst, so verändert ich diesen Aufenthalt erblicke, durch die Reihe des Jahrhunderts und durch Vulkane verwüstet und mit Trümmern besäet, mit hangenden Trümmern, die von einem Augenblick zum andern einstürzen, und in den Fluthen verschwinden, mir selbst scheint er dennoch gefährlich. Mich dünkt, die Luft hat noch etwas von ihrer ehemaligen verführerischen Art, ist noch nicht wieder rein. Ich fühle schon den Uebergang zur weichern Stimmung bey diesem Anblick dieser Lage, diese fließenden,

leich-

leichten Schatten, die allmälig im Himmel, über dem Meer, auf den Gebirgen und in den Wipfeln der Bäume, den letzten Schimmer des Tages löschen. In sanften Empfindungen schmilzt mein Herz bey dieser Stille, die je zuweilen auf der ganzen Gegend ruht; meine Gedanken verirren sich in süsse schmelzende Phantasien, wenn des Abends Harmonien aus der tiefen Stille erwachen: einförmige schwermuthsvolle Züge der fernherrauschenden Ruder; gedämpftes Blöcken der Heerden im Gebirge; verhallendes Murmeln der Wellen am Felsenrand des Meeres; schnelles Erzittern des Laubes in den Pappelwipfeln, wenn Zephyr sie durchsäuselt, und alle die einzelnen, unmerklichen Laute, die weit umher in den Lüften, auf dem Spiegel des Meeres, und entlangs den Höhen zu Einem unnennbaren Tönen werden, zum melodischem Athemzug der schlafenden Natur!

Laßt uns fliehen! Hinweg von diesen zu verführerischen Ufern, und nach Neapel zurück! Uebermorgen geht die Reise wieder nach Rom.

Ende des zweyten Theils.

Inhalt
des zweyten Theils.

LXV. Brief. Rom.

Beschreibung der Villa Borghese. Bildsäule des Kurtius. Der Gladiator. Der Apollo. S. 1

LXVI. Brief. Rom.

Französische neuere Werke, die man bey den Buchhändlern antrift. Die Akademie der Arkadier 5

LXVII. Brief. Rom.

Herminiens Ankunft bey den Hirten, von Tasso erzält, und von Guercino gemalt 8

LXVIII. Brief. Rom.

Der Apollo des Belvedere 11

LXIX. Brief. Rom.

Die Katakomben zu St. Sebastian 17

LXX. Brief. Rom.

Moses, von Michel Angelo 24

LXXI. Brief. Rom.

Die Villa Adriana 26

LXXII. Brief. Rom.

Laokoon 31

LXXIII. Brief. Rom.

Das Coliseum 52

LXXIV. Brief. Tivoli.

Bey den Cascatellen 60

LXXV. Brief. Tivoli.

Fortsetzung 62

LXXVI. Brief. Rom.

Bemerkungen über den Priesterstand, und über die Einwohner des jetzigen Roms 63

LXXVII. Brief. Rom.
Fortsetzung S. 68

LXXVIII. Brief. Rom.
Fortsetzung 72

LXXIX. Brief. Rom.
Fortsetzung 75

LXXX. Brief. Rom.
Fortsetzung 86

LXXXI. Brief. Rom.
Fortsetzung 90

LXXXII. Brief. Rom.
Statue der heiligen Therese, von Bernini 99

LXXXIII. Brief. Rom.
Die Pfarrer 101

LXXXIV. Brief. Rom.
Aurora, ein Gemälde von Guido 103

LXXXV. Brief. Rom.

Gärten der Villa Borghese S. 109

LXXXVI. Brief. Rom.

Die St. Peterskirche 115

LXXXVII. Brief. Rom.

Der Puz der Römerinnen 119

LXXXVIII. Brief. Rom.

Ueber den Kardinal de Bernis und den Papst 122

LXXXIX. Brief. Rom.

Grabmal des Tasso 126

XC. Brief. Rom.

Schicksal der Juden in Rom. 129

XCI. Brief. Rom.

Gottesdienstliche Gebräuche des neueren Roms. Gottesdienstliche Gebräuche des alten Roms 131

XCII. Brief. Rom.

Allegorische Gemälde der vier männlichen und der vier weiblichen Stufen des Alters 136

XCIII. Brief. Neapel.

Ankunft des Verfassers daselbst S. 139

XCIV. Brief. Neapel.

Beschreibung des Lustschlosses Capo di monte 141

XCV. Brief. Neapel.

Die Grotte von Posilippo. Das Grabmal Virgils. Der See Agnano. Die Hundsgrotte 149

XCVI. Brief. Portici.

Beschreibung des Antikenkabinets 155

XCVII. Brief. Salerno.

Reise von Neapel nach Salerno und gegenwärtiger Zustand dieser Stadt 163

XCVIII. Brief. Pästum.

Beschreibung der Gegend und der Tempel 166

XCIX. Brief. Neapel.

Gemälde aus dem Herkulanum 171

C. Brief. Auf dem Gipfel des Vesuv.

Beschreibung eines Ausbruchs dieses Vulkans 175

CI. Brief. Neapel.

Etwas über die Einwohner von Neapel und die dortige Regierung 182

CII. Brief. Neapel.

Fortsetzung 186

CIII. Brief. Neapel.

Fortsetzung 193

CIV. Brief. Neapel.

Fortsetzung 199

CV. Brief. Neapel.

Fortsetzung 203

CVI. Brief. Neapel.

Fortsetzung 207

CVII. Brief. Neapel.

Fortsetzung 210

CVIII. Brief. Neapel.

Fortsetzung S. 219

CIX. Brief. Neapel.

Gemälde des Spagnolet. Gemälde von Solimann. Grabmal des Sannazaro. Katakomben zu Neapel. Flüßigwerdung des Bluts von San Gennaro 223

CX. Brief. Neapel.

Zeitvertreib bey schlechtem Wetter 227

CXI. Brief. Neapel.

Grabmal des Königs von Neapel, Andreas des Zweyten, und des Giovanni Caraccioli 228

CXII. Brief. Pompeja.

Beschreibung dieser Stadt 231

CXIII. Brief. Neapel.

Aussichten bey Neapel 240

CXIV. Brief. Neapel.

Erster bekannter Ausbruch des Vesuv. Tod des älteren Plinius 242

CXV. Brief. Neapel.

Inseln in der Nähe von Neapel. Misenum. Die Piscina admirabile. Das todte Meer. Die elysäischen Felder. Die Lieblichkeit von Baiä S. 253

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dupaty, Charles-Marguerite-Jean-Baptiste Mercier, 1746-1788

Briefe über Italien vom Jahre 1785

Bd.: 2

Frankfurt und Leipzig (1790)

Ital. 65 d-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10077359-3
VD18 80434347